



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

Hören – Sprechen - Antworten

Überlegungen zur Phänomenalität der Stimme im pädagogischen Fragehorizont.

Verfasserin

Simone Stotz

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, 2010

Studienkennzahl
Studienblatt:

It. A 297

Studienrichtung
Studienblatt:

It. Pädagogik

Betreuer:

Ass. Prof. Dr. Gerhard Schaufler

*Mit einem Ge-danken an Alle,
die zur Entstehung dieser Arbeit
beigetragen haben.*

Inhalt

0	Einleitung	5
0.1	Kontext.....	5
0.2	Bildungswissenschaftliches Forschungsdesiderat und Fragestellung	8
0.3	Theoretische Grundlagen und Methode der Arbeit.....	9
0.4	Gang der Arbeit	12
1	Das Phänomen Stimme – eine Annäherung.....	13
1.1	Stimme und Leibkörper	13
1.2	Hervorbrechen und Hervorstechen.....	16
1.3	Paradoxien: Stimme, ihre Materialität und ihre Zeitlichkeit	17
1.4	Stimme und ihr Anspruch.....	19
1.5	Pro-vokation und Re-aktion – Stimme – Hörende - Sprechende	22
1.6	Stimme und Fremdheit.....	23
1.7	Stimme und Räumlichkeit	24
1.8	Zusammenfassung des Kapitels	26
2	Sprache und Ereignis.....	26
2.1	Spielraum – Performanz, Performativität, performative turn	28
2.2	Aufführung.....	30
2.3	Sprachliche Szene	32
2.4	Setzung: Zum-Vorschein-Kommen	36
2.4.1	Nicht <i>was</i> , sondern <i>dass</i>	36
2.4.2	Riss, Spalt, Schwelle	41
2.5	Zusammenfassung des Kapitels	49
3	Die Sprache spricht.....	50
3.1	Fallen: Sprache und Besitz	51
3.2	Sinnhaft.....	54
3.3	Existenz, Ekstase, Ex-istenz, Aus-sich-selbst-herausstehen	55
3.4	Das Träge der Veränderung.....	64
3.5	Zusammenfassung des Kapitels	69

4	Anklang im pädagogischen Forschungshorizont.....	71
4.1	Stimme, Leibkörper und Sozialität.....	71
4.2	Sich wagen	74
4.3	Eingreifen.....	76
4.4	Stimme - Stimmlichkeit - Stimmung.....	80
5	Ausklang	84
	Literaturverzeichnis.....	86
	Abstract.....	93

0 Einleitung

0.1 Kontext

Die vorliegende Abschlussarbeit kreist um das Phänomen der menschlichen Stimme, aufgehoben im Feld gesprochener Sprache. Präziser angedacht bewegt sie sich im Zuge gesprochener Rede von Angesicht zu Angesicht. Damit wird die inhaltliche Brücke zum Bereich der Sprache geschlagen, deren Einfluss in erzieherischen Situationen auch in der Pädagogik Erforschung, Beschäftigung und Auseinandersetzung findet. In ihrer Wichtigkeit und Bedeutung für Erziehungsprozesse kommt der Sprache dabei gebührendes Interesse und Geltung zu. Ob man einen Blick ins Wörterbuch der Pädagogik Böhms wirft, das das Verständnis von Sprache als „[...]eine den Menschen kennzeichnende Eigenschaft“¹ transportiert, die die Fähigkeit anspricht,

„sinnlich wahrnehmbare Gegebenheiten mit einer nur geistig verstehbaren und lautlich äusserbaren Bedeutung zu verbinden. [...] Jede Sprache ist eine bestimmte, endliche, nie restlos in andere Sprachen übersetzbare Offenheitsweise von Welt, die auf dem gesamtulturellen Hintergrund das faktische Verstehen der Menschen ermöglicht. Somit kommt ihr eine hohe anthropologische, mithin ihrer Pflege eine große pädagogische Bedeutung zu. [...]“²

oder ob man sie als Existenzialie bei Fink antrifft oder im Bilde der Sprachlichkeit bei Benner vorfindet, stets kommt ihr eine tragende Rolle zu. In diesem Sinne hielt Filtner bei einer Arbeitstagung zum Thema *Sprache und Erziehung* für sein Publikum einleitend fest: „Die These ist Gemeinbesitz aller Humanwissenschaften, mögen sie spekulativ, empirisch oder hermeneutisch vorgehen. Die Sonderstellung des Menschen unter den Lebewesen beruht auf der Sprachfähigkeit.“³ Radikalisiert wird die Relevanz der Sprache, wenn Liebrucks meint, „[...] daß der Mensch alles, was es [sic!] tut und auch wohl alles, was er zu allen Zeiten getan hat, als sprachliches Wesen tut.“⁴ Im Anschluss daran nimmt die Tragweite der Sprache für die Disziplin der Pädagogik nach Liebrucks jene Konturen an, anhand derer „[...] viele Erziehungsformen als Formen des Sprechens beschrieben und identifiziert werden können.“⁵ Ein Verhältnis zwischen Sprache und Pädagogik kann damit angenommen werden: Sprache als zu erforschender

¹ Böhm 2005¹⁶, 608

² Böhm 2005¹⁶, 608

³ Filtner 1968, 9

⁴ Liebrucks 1968, 27

⁵ Loch 1968, 74

Wissenschaftsgegenstand scheint innerhalb der Pädagogik ein gewichtiger zu sein. Die beiden verästelten, verzahnten und verquicken sich. Demnach wird in der Fachliteratur häufig ein Wirkungszusammenhang zwischen Pädagogik und Sprache angenommen, wenn nicht gar von ihm ausgegangen wird. Richtet man nun sein Fragen auf das Sprachverständnis innerhalb dieses Wirkungszusammenhanges, so stößt man mit großer Wahrscheinlichkeit auf Antworten, die Sprache im Lichte eines strukturierten Zeichen- oder Regelsystems auslegen, als Kommunikations- und Informationsmittel oder auch als konstitutiv weltvermittelnde Kraft. Häufig jedoch wird das Wirkungsverhältnis zwischen Sprache und Pädagogik unmittelbar unter einer spezifischen Gewichtung geführt, sodass Anliegen der Mehrsprachigkeit, Sprache und Schulcurricula, Sprachdidaktik, Sprache und *logos*, Sprachentwicklung, Spracherwerb, Erziehung zum Gespräch, Sprachstörungen und ähnliche Schwerpunktsetzungen ins Zentrum der Aufmerksamkeit rücken. Die Frage, in welchem Lichte nun Sprache im genannten Verhältnis scheint und welche Schatten sie in diesem wirft, bleibt in seinem Interesse eher zurück. Das Bild der Sprache innerhalb der Pädagogik zeichnet sich folglich als ein wenig vage und ungewiss ab, was womöglich seine Ursache in der Natur des Gegenstandes selbst findet. Böhm verweist bereits in seinem Wörterbucheintrag darauf, indem er Sprache als sich einer einfachen Definition entziehend charakterisiert.⁶

In sich brüchiger wird die Angelegenheit, wenn vor diesem Hintergrund der Versuch unternommen wird, in der Pädagogik der stimmlichen Äußerung von Sprache und deren Relevanz nachzugehen. Unverzüglich wird man feststellen, dass innerhalb der Pädagogik häufig Sprachverständnisse anzutreffen sind, in denen der stimmliche Ausdruck von Sprache nur wenig Anklang findet. Selbst wenn Liebrucks „[...] *vielen Erziehungsformen als Formen des Sprechens*“⁷ identifiziert, wenn Werner Loch „*Die Sprache der Pädagogik und die Pädagogik der Sprache*“⁸ erforscht, wenn Schaller der „*Kommunikation der Pädagogik*“⁹ Aufmerksamkeit verschafft, wenn Meyer-Drawe vom „*Sprechen als inter-subjektiver Praxis*“¹⁰ schreibt und Filtner zum Verhältnis von *Sprache und Erziehung heute*¹¹ Vortrag hält, so wird der menschlichen Stimme nur wenig oder gar kein Gehör geschenkt. Dennoch ließ sich ein impulsgebender Text zur

⁶ Böhm 2005¹⁶, 608

⁷ Loch 1968, 74

⁸ Loch 1968, 73ff.

⁹ Schaller 1987, o.S.

¹⁰ Meyer-Drawe 2001³, 194

¹¹ Filtner 1968, 9ff.

Thematik der Stimme einer Bildungswissenschaftlerin ausfindig machen, der im Genaueren die Habilitationsschrift *Wirklichkeiten von Stimmen – Grundlegung einer Theorie des Medialen* von Kristin Westphal anspricht. Die Vielfalt der Beiträge zur Stimme innerhalb der Pädagogik hält sich dennoch in Grenzen, obwohl immer wieder Überlegungen, insbesondere in der Literatur zur Sprache, Kommunikation und Intersubjektivität, ihren thematischen Bereich streifen und berühren. Häufig wird die Stimme jedoch nicht explizit angeführt.

Meist wird Sprache in einem Verständnis zum Sinn und zur Bedeutung eingeführt, was nicht allein in der Disziplin der Pädagogik feststellbar ist. Mersch schreibt in diesem Zusammenhang von der „[...] Privilegierung des Sinns [...] in der Philosophie der Sprache wie ebenso in Semiotik und Strukturalismus [...]“¹² und auch der Denker Henri Meschonnic kritisiert „[...] die gedankliche Kohärenz der Begriffe Sprache, Zeichen, Sinn (Form und Inhalt oder Ausdruck und Inhalt), Wort, Satz [...]“.¹³ Damit leistet das genannte Zitat einen Vorgriff: Die Engführung von Sprache und Sinn korreliert mit der Auffassung von Sprache „[...] als System linguistischer Zeichen“¹⁴, in dem man den Sinn gut aufgehoben und zur Entfaltung gelangend annimmt. Sagbares und Sinn nimmt folglich mit und in Zeichen Konturen an. In seiner Kapazität jedoch wird das Zeichen nur selten in Frage gestellt. Deswegen schreibt Meschonnic überspitzt und in sarkastischem Ton: „Dem Zeichen entrinnt nicht einmal der tatsächliche Wahnsinn.“¹⁵ Die Worte Meschonnicos verleihen der Diplomarbeit einen Schuss an Radikalität, die als Unterton der gesamten gegenwärtigen Debatte zur Stimme zu vernehmen ist. So provoziert das angeführte Zitat nicht nur seinen Leser, sondern es geleitet auch mitten in die Thematik der menschlichen Stimme, die gegenwärtig rege erforscht wird. Als gewichtigster Grund für das belebte Forschungsinteresse zur Stimme kann der Umstand angenommen werden, dass in der Stimme etwas in seine Anwesenheit drängt, was sich nicht im Zeichen allein erschöpft. Aus der Sicht des performativen Forschungsblickwinkels wird die Stimme als Phänomen diskutiert, das geschieht und in seinem flüchtigen Geschehen beinahe gleichzeitig er- und verklingt. Damit ist in einer äußerst flüchtigen Zeitlichkeit jene Stimme angesprochen, die aus dem Leibkörper hervorbricht, dabei entschwindend konturenlos in den Raum schießt und sodann noch

¹² Mersch 2010, 228

¹³ Meschonnic 1998, 162

¹⁴ Meschonnic 1998, 157

¹⁵ Meschonnic 1998, 171

nicht Sinn oder Bedeutung trägt. Die vorliegende Abschlussarbeit dreht sich daher um einen einzigen, flüchtigen, kurzen, er- und verklingenden Klang, der in seinem Bestehen Wirkung ausübt, jedoch nicht festgehalten werden kann. Mehr noch: Der flüchtige Augenblick der Stimme lässt sich nicht einfangen, bringt eine geheimnisvolle Materialität zu Tage, birgt unkontrollierbare und subversive Momente und pflegt ein eigentümliches Verhältnis zum Leibkörper, dem sie entspringt. Stimme sagt demnach nicht nur, sie zeigt. Sie ist hybrid. In einem beinahe plötzlichen Voranschreiten entzieht sie sich zwar dem Zeichen, doch stiftet sie Bezug. Sie geht unausweichlich an und eröffnet in ihrer Wirkung den Dialog. Sodann gewinnt mein Gegenüber, der Andere, an Wichtigkeit für mein stimmliches Erheben. Dementsprechend schreibt Bollnow: „*Jedes Aussprechen, was immer es sei, setzt einen Partner voraus, dem gegenüber es ausgesprochen wird.*“¹⁶ Damit verbindet sich mit der Stimme eine genuin soziale und ethische Dimension, die eine Verankerung der Thematik im Fragehorizont pädagogischer Anliegen zulässig scheinen lässt.

0.2 Bildungswissenschaftliches Forschungsdesiderat und Fragestellung

Stimme wird in der Fachliteratur häufig als ein Phänomen im Dazwischen von Leibkörper und Sprache bezeichnet.¹⁷ Nach Dolar bildet sie gar den einzigen Schnittpunkt zwischen Sprache und Leibkörper. So schreibt er:

*„Sie [die Stimme] steht also an einer paradoxen und unbestimmten Schnittstelle von Sprache und Körper, ohne zu einem der beiden zu gehören, und doch an der Stelle, die ihnen gemein ist. Die Stimme stammt vom Körper, zu dem sie aber nicht gehört. Sie trägt die Sprache, zu der sie aber nicht gehört, und doch ist sie in dieser paradoxen Topologie der einzige Punkt, den beide gemein haben.“*¹⁸

Der Stimme kommt in Anlehnung an das Zitat eine komplexe Konstellation zu. In sich versammelt sie leibkörperliche, geistige, materielle, immaterielle, konkrete, subversive, atmosphärische, sagende und zeigende Momente¹⁹, aus deren entspringendem Verhältnis und Bezug Bedeutung und Sinn generiert werden. In dieser Gangart begegnet uns eine Auffassung von Sprache, die nicht allein vom Sinn, der Symbolik

¹⁶ Bollnow 1968, 219

¹⁷ vgl. Dolar 2004, 199ff. und Wiethölter 2008/9ff.

¹⁸ Dolar 2004, 214

¹⁹ vgl. Kolesch 1999, 265f.

und Semantik getragen wird. In sich werden durch die Phänomenalität der Stimme der in der Sprache aufgehobene Leibkörper, unsere Wahrnehmung und Aisthesis angesprochen. Als Konsequenz wird nunmehr nicht nur versucht, Sprache aus der Sicht der Bedeutung zu erschließen, sondern es werden auch sinnlich-leibkörperliche, ästhetische wie affektive Augenblicke erspäht. Der Phänomenalität der Stimme haftet somit etwas Taktilen an, das uns Sprache nicht nur verstehen, sondern spüren lässt. Damit rücken Eigenschaften der flüchtigen Stimme ins Blickfeld, die insbesondere das Denken der Stimme Derridas anrühren und zurechtrücken. Stimme entstammt dem leibkörperlichen Raum, schafft selbst Raum, verweist auf eine konkrete zeitliche Existenz, auf Ko-existenz von Sprecher und Zuhörer und auf ihre Präsenz, die, so viel sei schon verraten, einzigartig und irreversibel sich im Hier und Jetzt ereignet. Dabei spricht die besagte Präsenz weder den Moment reiner Selbstaffektion noch das Erlebnis des Signifikats an, sondern sie spürt den Weg zur Möglichkeit einer Erfahrung des Entzugs, der, fremd und sich verhüllend, uns anzieht und dabei ins Verhältnis setzt. Die gedanklichen Hauptstränge überblicksartig dargelegt, leitet sich daher die nachstehende bildungswissenschaftliche Forschungsfrage ab: *Inwiefern kann die stimmliche Äußerung als Erscheinungsform von Sprache als bedeutsam betrachtet werden?*

0.3 Theoretische Grundlagen und Methode der Arbeit

In der Einleitung, die über den Gegenstand der vorliegenden Arbeit in seinen Hauptaspekten einen Überblick verschaffen sollte, deutete sich in der Flüchtigkeit des Phänomens der menschlichen Stimme bereits an, dass die Hermeneutik in ihrer Resultatbezogenheit²⁰ das flüchtige und äußerst vergängliche Aufblitzen und Erklingen der Stimme nicht in den Blick bekommen kann, da sie „[...] *ihr Sein aus einer ihr logisch wie ontologisch vorgängigen Welt*“²¹ bezieht. Dementsprechend gesellt sich zur Hermeneutik gegenwärtig ein neuer Fokus wissenschaftlicher Forschung hinzu, der nicht mehr allein das Werk in seinem Ergebnis erforscht, sondern dem Geschehen selbst, dem Prozess und dem Ereignen Aufmerksamkeit schenkt. Die Rede ist vom „[...] *Blickwinkel des Performativen*“²², der in den letzten Jahren auch in der

²⁰ vgl. Westphal, <http://www.uni-koblenz-landau.de/koblenz/fb1/gpko/person/professorinnen/person/application-pdf-objekt.pdf> am 21.12.2009

²¹ Zirfas/ Wulf 2007, 9

²² Zirfas/ Wulf 2007, 7

bildungswissenschaftlichen Forschung Einzug gehalten hat.²³ In der Fachliteratur zur Stimme wird immer wieder auf das besagte Performative verwiesen, wobei kritische Stimmen²⁴ anmerken, dass eine griffige und in sich stimmige Ausarbeitung des Performativen noch als ausständig zu verzeichnen ist. Dementsprechend hält Wiethölter fest, dass Performanz inzwischen vielerlei bedeuten kann und sich der Performanzbegriff gerade an der Flüchtigkeit- und Vergänglichkeit der Phänomenalität der Stimme noch zu beweisen und zu messen habe.²⁵ Dennoch wird in den Texten zur Stimme immer wieder auf das Performative verwiesen, auch wenn keine durchgängige Linie der Verwendung des Begriffs zu erkennen ist. Jedoch schlägt das Performative im Leseprozess und in Lesestrukturen zur Bearbeitung der Fachliteratur durch: Gleichzeitigkeiten, keine Linearität, das Betrachten und Beleuchten ein und desselben Gegenstandes aus unterschiedlichen Perspektiven, Auslassungen von Konjunktionen, das dichte Umherflattern von Informationen ohne jegliche kausale Bindung. Als Effekt entsteht eine Dichte an Gehalt und ein Spiel an Gleichzeitigkeiten, die es zur Beschreibung des Phänomens in einer Abschlussarbeit im Bemühen um Verstehen zu strukturieren gilt. Im Anspruch einer Strukturierung deutet sich dabei bereits an, dass das methodische Vorgehen der Arbeit ein hermeneutisches sein wird. In der Bewegung der hermeneutischen Spirale wird versucht, sich der Stimme anzunähern, wobei die gezogenen Spiralkreise in ihrer Deutung und Auslegung jeweils erwägen unterschiedliche Aspekte zur Phänomenalität der Stimme auszuweisen. Gewissermaßen weist in diesem Procedere, wie viele Fachkundige auch immer wieder betonen, der Arbeits-, Schreib- und Lesevorgang selbst eine performative Komponente auf.

Es bleibt zu ergänzen, dass die grundlegenden Texte, auf die sich die Diplomarbeit stützt, vorwiegend der phänomenologischen Bewegung entstammen. In meinem Bemühen, mich der Phänomenalität der Stimme vor dem Hintergrund der Sprache anzunähern, erwies sich die Sprachphilosophie Heideggers als impulsgebender Anknüpfungspunkt. So berufe ich mich insbesondere auf den Vortrag *Der Weg zur Sprache*, der im Januar 1959 von der Bayerischen Akademie der schönen Künste und von der Akademie der Künste in Berlin veranstaltet wurde. Aber auch die Gedankengänge Merschs, der das Aisthetische im Medialen hervorhebt, bieten viele Denkanstöße, die in die Bearbeitung der Thematik eingeflossen sind. Insbesondere wird

²³ vgl. Zirfas/ Wulf 2007, 7

²⁴ vgl. Wiethölter 2008, 9ff. und Fischer-Lichte 2004, 31ff.

²⁵ vgl. Wiethölter 2008, 14ff.

damit sein Buch *Posthermeneutik* angesprochen, das, grob umrissen, in seinem Leitgedanken das Zum-Vorscheinkommen von Erscheinungen immer schon mit einer Widerständigkeit oder einem nichteinholbaren Rest verbindet, der sich Zeichenprozessen entzieht und sich dennoch in Medialität und Sinn wirksam einprägt. Dieser sich entziehende Rest wird dabei als Provokation der Posthermeneutik dargestellt, der in seiner Undarstellbarkeit nicht geleugnet werden kann, weil er Wirkung erzielt. Das Interesse der vorliegenden Arbeit konzentriert sich dabei auf die Frage nach der Bedeutsamkeit dieses Restes. In diesem Bestreben wird nicht nur auf textanalytische Verfahrensweisen, die den gegebenen Schriftzeichen, Beistriche, Punkte, Absätze, die Textstrukturierung und die Wortwahl analysieren²⁶, rekuriert, sondern auch auf den Leseprozess selbst und auf die eigenen Lesegewohnheiten und –strukturen während des Lesens.

Abschließend darf die Bedeutung von Metaphern und Sinnbildern in der Auseinandersetzung mit der Stimme angesprochen werden. Da die Stimme ihrem Wesen nach sich als unsichtbar und äußerst flüchtig zeigt, finden Metaphern in der Fachliteratur zur Stimme rege Anwendung. In ihren Bildlichkeiten stützen sie den Lese- und Verstehensprozess und geben diesem Halt. Eine bewährte und nicht zufällig häufig angeführte Bildlichkeit in der Bearbeitung der Stimme liefert dazu das Theater. Szenen, Aufführung, Räumlichkeit, Atmosphäre, Wirkung, Ko-Präsenz von Akteuren und Publikum sind im Zusammenhang der menschlichen Stimme Termini, die dem geheimnisvollen Ereignis einen bildlichen Rahmen verleihen. So hebt das Zusammendenken von Theater und Stimme in erster Linie das Vorhandensein von Akteur und Zuschauer, einer Bühne und eines Raumes hervor, in dem sich zwischen allen Beteiligten ein Ereignis herausbildet. Nicht nur auf diese Bildlichkeit, sondern auf einige angeführte Metaphern rekuriert die vorliegende Arbeit, da sie dem Verstehensprozess zur Phänomenalität der Stimme schärfere Konturen verleihen können.

²⁶ vgl. Koller 2008³, 205

0.4 Gang der Arbeit

Der Einleitung folgt das erste Kapitel, das sich einer Annäherung an das Phänomen der Stimme widmet. Abrissartig wird versucht, die Dimensionen, in denen Stimme gegenwärtig gedacht, analysiert und diskutiert wird, zu erläutern. Grundlegend soll damit eine erste Einsicht in die Phänomenalität der Stimme gegeben werden, vor deren Hintergrund das zweite Kapitel *Sprache und Ereignis* aufgezo- gen wird. Dieses bedient sich der Bildlichkeit des Theaters, wobei vom Spielraum hin zur Aufführung über die sprachliche Szene schlussendlich das Zum-Vorscheinkommen der Sprache in immer kleiner und kleiner werdenden Gegebenheiten ins Zentrum der Aufmerksamkeit rückt. Dieses Zum-Vorscheinkommen kann dabei als Ereignis gedacht werden, das sich dahingehend entfaltet, dass das Geschehen des Ereignisses zunächst garantiert, **dass** Sprache in ihre Ankunft gelangt. Als zusätzlicher Leitfaden zieht sich der Satz Henri Meschonnic's „*Le discours est l'enjeu des grammaires.*“²⁷ durch das zweite Kapitel hindurch. Immer wieder wird dieser Satz aufgeschnappt, vor unterschiedlichen Hintergründen gelesen und aufgegriffen, sodass am Ende des Kapitels die Einsicht gewagt werden kann, wonach gesprochene Sprache ihren Aufbruch in einem aufblitzenden Ereignis, dem stimmlichen Anspruch, findet. Als Voraussetzung dafür darf angenommen werden, **dass** das Ereignis überhaupt Anlauf nimmt, bevor dem **was** der Sprache Bedeutung zukommt. Sodann wird in dieser Einsicht der Übergang zum dritten Kapitel eingeleitet, das Sprache sprechen lässt. Damit deutet sich eine Auffassung von Sprache an, die mit großer Wahrscheinlichkeit die gängigen Vorstellungen zur Sprache strapaziert. In diesem Sinne findet sich eingangs im Kapitel die Tautologie Heideggers „*Indes die **Sprache** spricht*“²⁸, die den Lese- und Gedankenfluss aus den Fugen zu bringen vermag. Den Bruch im Prozess des Lesens und Denkens verspürend, wird daraus die Figur des Fallens hergeleitet, die als Sinnbild für weitere Schlussfolgerungen entfaltet wird. So folgert, dass sich Sprache in ihrem stimmlichen Anspruch nicht einzig im Sinn erschöpft. Es werden der Fachliteratur entnommene Argumente dargelegt, die die Stimme im Lichte einer konkreten, zeitlichen, räumlichen Existenz flüchtig erklingend, unausweichlich, gegenwärtig, irreversibel und einzigartig erscheinen lassen. Der Augenblick des stimmlichen Erklingens verbindet sich folglich mit einem Moment der Auratik oder des Besonderen.

²⁷ Meschonnic 1990, 115

²⁸ Heidegger 2007¹⁴, 254 (Hervorhebungen in O.)

Er sticht hervor. Doch ein Hervorstechen kann nur in Bezug zu etwas oder jemandem sinnvoll erschlossen werden. Deswegen wird die Stimme in ihrem Anspruch als ins Verhältnis-setzend gedacht. Die Ausführungen in der Fachliteratur dazu gehen so weit, dass das Verhältnis nicht nur zu meinem Gegenüber, zum personalen Anderen, sondern auch zu einer im Sinnlichen platzierten, sich der Gegenwart entziehenden Zuvorkommenheit diskutiert wird. Die Stimme gemahnt in diesem Verhältnis an eine nicht hintergehbare Voraussetzung der Kommunikation, die dennoch Wirkung mit sich bringt. Diese wird als das Trägere im Veränderlichen behandelt, sodass abschließend die auratische, ekstatische Wirkung der Stimme als wirklichkeitskonstituierende Kraft argumentiert werden kann. Noch bevor der Ausklang der Arbeit verspürt wird, hält das vierte Kapitel der Arbeit Ausschau nach möglichen Anknüpfungspunkten der erarbeiteten Grundgedanken in pädagogischer Fachliteratur. Im übertragenen Sinne leitet sich ein Dialog ein, der im Ausklang auf Anklang hoffen darf.

1 Das Phänomen Stimme – eine Annäherung

1.1 Stimme und Leibkörper

Der Leibkörper²⁹ und die Stimme pflegen eigentümliche Beziehungen. Keine Stimme existiert ohne Leibkörper, und dennoch bleibt sie nicht an ihm hängen.³⁰ Die

²⁹ Aus phänomenologischer Sicht ist es unzureichend, den Körper und den Leib in Gleichsetzung zu diskutieren. Daher wird im phänomenologischen Diskurs von den beiden unterschiedlich Gebrauch gemacht. Hierzu markiert der Körper die anatomisch-physiologische Ausrichtung des Verständnisses, das den anatomischen Funktionszusammenhang betont. Der Körper wird dabei als der athletische und kriegerische ertüchtigt. Um ihn wird gar diätische und medizinische Sorge getragen, während der Leib in Absetzung zum Körper als der lebendige, empfindende, geschichtliche, soziale und naturhafte beschrieben wird. Käte Meyer-Drawe schreibt hierzu, dass der Leib „[...] als individuelles und kollektives Gedächtnis“ (Meyer-Drawe 2004, 603) fungiert. Er gibt Antwort auf die Fragen Womit?, Wodurch?, oder Wie? und nicht auf die Fragen Wer? oder Was?. In diesem Sinn erscheint der Leib als Empfindungsträger, dem Eindrücke widerfahren und sich einschreiben. In der Folge kann innerlich Erlebtes mit dem Leib äußerlich kundgetan werden. Schließlich gar agiert der Leib als Orientierungszentrum, von dem aus Bemerktes und Bewirktes rechts, oben, links, unten, vorne, hinten, nah und fern Anordnung findet. „*Dementsprechend stellt sich die Rückbezüglichkeit des Leibes dar als ein Sichgewahren, Sichbewegen, Sichempfinden, Sichausdrücken, Sich-irgendwo-Befinden.*“ (Waldenfels 1999, 21) Doch die rückbezüglichen Formen im Zitat, die ein transparentes Bewusstsein des eigenen Leibes nahelegen, sind verlockend, jedoch irreführend. Die geläufige Vorstellung eines durchsichtigen Bewusstseins des Leibes gerät mit einer Beobachtung Husserls ins Wanken, hernach der Leib, der als Mittel aller Wahrnehmung dient, mir bei der Wahrnehmung seiner selbst im Wege steht. Der Leib ist somit Organ und Hindernis zugleich. Deswegen schreibt Meyer-Drawe: „*In Bezug auf das menschliche Erkennen stand er [der Leib] immer wieder in Verdacht, das Wahre zu verstellen, selbst wenn der Beitrag der sinnlichen Wahrnehmung zum Wissen beachtet wurde.*“ (Meyer-Drawe 2004, 603) Provozierend

naheliegende Annahme, dass Stimme und Leibkörper durchwegs zusammengedacht werden sollen, erweist sich demnach als Trugschluss. Vielmehr sind die beiden nach Mersch „[...] als Konjunktion und Disjunktion“ zu verstehen, da „[...] das Verbindende stets das Trennende einschließt“³¹ Dementsprechend sind wir mit zwei Medien konfrontiert, die manchmal ineinander greifen und sich harmonisch ergänzen und andermal sich antagonistisch zeigen und kreuzen. In der Folge sind mehrere Annäherungen an das intermediale Gespann von Leibkörper und Stimme möglich. Vorerst sei das Verhältnis vom Punkte des Leibkörpers aus durchlaufen, aus dessen Sicht die Stimme zunächst auf einer elementaren Motorik des Leibkörpers beruht. Die Stimme verdankt ihre Präsenz den Bewegungen des Leibkörpers, seiner Motilität und Veränderung von Lunge, Stimmlippen, Gaumen, Zunge, Kiefer und zahlreichen weiteren Organen, Muskeln und Hohlräumen.³² Die Einverleibung der Stimme im Leibkörper scheint aus dieser Perspektive offensichtlich zu sein, da er als „Urinstrument und als Urmedium“³³ agiert, das an der Ausbildung und Ästhetisierung der Stimme mitarbeitet und bricht. Der Leibkörper ist somit für die Stimme im wortwörtlichen Sinne Resonanz- und Klangkörper, der zudem Volumen, Rhythmus und Takt angibt. Faser auf Faser gedacht scheint es folglich wenig verwunderlich, dass dem Leibkörper als Resonanz- und Klangkörper eine Singularität zugeschrieben wird, die „[...] als solche in die Sprache und ihre Musikalität eingeht.“³⁴ Doch das Eingehen der Singularität des Leibkörpers auf die Stimme darf nicht immer mit einem harmonisch ineinandergreifenden Aufgehen gleichgesetzt werden. Das intermediale Gespann von Stimme und Leibkörper kann sich antagonistisch begegnen. Etwa dann, wenn die Stimme das Mitgeteilte anders akzentuiert und untermalt als der Leibkörper. Betroffen macht sich sodann Unstimmigkeit breit, die die Durchkreuzung, Überlagerung und gegenseitige Hemmung des Gespanns spürbar macht. Ein Konflikt zwischen Leibkörper

behält sich damit der eigene Leib eine Fremdheit vor. Dem korrespondiert der Gedanke, wonach der Leib nicht als transparente, einhellige Membran gedacht wird, sondern als stetig sich verändernder psychophysischer Zusammenhang, der sich nicht hintergehen und gänzlich aufdecken lässt. Für die Bearbeitung der Thematik der menschlichen Stimme fließen diese Umstände insofern ein, als der Leib und der Körper für die Stimme wichtige Momente bilden. Jedoch trifft man in der Literatur zur Stimme nicht auf eine durchgängig verwendete Terminologie: von Körperlichkeit, Leiblichkeit, Körper, Leib bis hin zum Leibkörper findet sich jegliche Verwendung. Da für die Stimme sowohl der anatomische Körper als auch der Leib in seiner sozialen und kulturellen Prägung ausschlaggebend ist, wird im Fortgang der Arbeit der Terminus des Leibkörpers verwendet, den zudem die Bildungswissenschaftlerin Kristin Westphal in ihrer Arbeit anführt.

³⁰ vgl. Dolar 2004, 210

³¹ Mersch 2006, 219

³² vgl. Kolesch 2009, 16

³³ Waldenfels 2006, 202

³⁴ Mersch 2006, 214

und Stimme liegt vor, dessen Widersprüchlichkeiten und Ungereimtheiten in aller Regel meist nicht verborgen bleiben.³⁵

Wenn dabei der Frage nachgegangen wird, weshalb sich Leibkörper und Stimme derart brechen und kreuzen können, wird in der Fachliteratur zur Stimme auf die Erkenntnisse der Phänomenologie bezüglich des Leibes verwiesen. Grundsätzlich darf heute nicht mehr mit Selbstverständlichkeit angenommen werden, dass sich der Leibkörper als kontrollierbare Membran erweist. Genauso wenig gibt es eine vollständig kontrollierte und dressierte Stimme, die zur Gänze im Dienste des Menschen aufgehen würde. Diese Tatsache bekommt man im Besonderen zu spüren, wenn man angestrengt versucht, Sprachklang und Sprachrhythmus zu kontrollieren. So ist es die »Natur in uns«, unsere Gestimmtheit, Aufgeregtheit, körperliche Verfassung, etc., die die Stimme von Mal zu Mal aus der Fassung geraten lässt und unseren inneren Konflikt dabei verrät. Diesem Überschuss an Information stehen wir ohnmächtig gegenüber, da sich sowohl der Leibkörper als auch die Stimme einer gänzlich kontrollierenden Instanz entsagt. Beide behalten sich vor, zu geben und sich zu entziehen beziehungsweise sich in ihrer scheinbaren Transparenz nicht durchlässig zu zeigen. Eben deshalb hören wir nicht nur die von der Stimme getragene Bedeutung, sondern auch das, was Roland Barthes als Rauheit der Stimme versucht hat zu beschreiben. Diese könnte in groben Zügen paradoxerweise als ein unpersönliches, aber individuelles Etwas begriffen werden, das einem „[...] individuellen »es«“³⁶ gleichkommt, das den Leibkörper in seiner Materialität klanglich erst zum Erscheinen bringt. Nun bildet sich an dieser Stelle ein thematischer Konnex, der alle Aufmerksamkeit dahin lenkt, dass der Stimme und dem Leibkörper eine nicht kontrollierbare Eigendynamik innewohnt, die sich entlang einer vorgestellten Ausdrucksskala weder semantisch noch semiotisch funktionalisieren lässt. Bezogen auf die Stimme untermalt sodann das folgende Zitat Roland Barthes’ eine impulsgebende Provokation. „Die »Rauheit« wäre demnach folgendes: die Materialität des Körpers, der seine Muttersprache spricht: vielleicht der Buchstabe; beinahe mit Sicherheit die Signifikanz.“³⁷

Auf dem Gedanken Roland Barthes’ liegt Spannung. Er deutet an, dass der Stimme ein doppeltes Vermögen innewohnt. Mag sein, dass die Stimme einige Buchstaben

³⁵ vgl. Mersch 2006, 219

³⁶ Wiethölter 2008, 18

³⁷ Barthes 1990, 271

artikuliert, aber Barthes verlegt den Akzent auf den vorerst irreführenden Terminus der Signifikanz und damit vor allem auf die Ausdrucksseite der Stimme. Diese Ausdrucksseite rekurriert auf die Nichtzeichenhaftigkeit der Stimme, ihre Kraft, Unartikuliertheit, ihre Eindringlichkeit und Gewalt. Das hilfreiche Bild der Janusköpfigkeit hebt hierzu die Gleichzeitigkeit der Stimme als Sagende und Zeigende hervor. In der Gleichzeitigkeit ist die Stimme somit Trägerin und Medium von Sinn und Bedeutung, während sie zeitgleich anzeigen kann, was in der Rede verschwiegen bleibt. Was mitgeteilt werden kann, ohne zu Wort zu kommen? Herkunft, Geschlecht, Alter, Gestimmtheit, leibkörperliche und psychische Verfassung und viele andere Nuancen und Informationen.³⁸ Ganz nach dem Motto, der Ton macht die Musik, entrinnt diese Seite dem Zeichen. Die Stimme birgt damit subversive Momente, die sich eine Kontrollierbarkeit entziehen. Zurückgedacht auf die Frage nach den Ursachen einer Brechung des intermedialen Gespanns Leibkörper und Stimme können nun diese unkontrollierbaren Momente als Begründung angeführt werden. Die Stimme ist demnach Zeichen und kein Zeichen zugleich, sie unterläuft unsere Kontrolle und verfehlt dennoch niemals ihre Wirkung.³⁹

Bislang wurden Leibkörper und Stimme aus der Sicht eines intermedialen, eigenwilligen Gespanns beschrieben, das sich sowohl brechen als auch ergänzen kann. Doch wurde bereits eingangs angedeutet, dass die Stimme am Leibkörper nicht hängen bleibt. Im Anschluss daran drängt sich die Frage auf, wie es um die Stimme bestellt ist, alsbald sie aus dem Leibkörper mit aller Kraft und Wucht konturenlos hervorbricht.

1.2 Hervorbrechen und Hervorstechen

Aus dem Leibkörper hervorgebrochen, schwebt nun die Stimme, die Bildlichkeit des Theaters vor Augen haltend, zwischen Darsteller und Publikum, beziehungsweise zwischen Sprechendem und Hörenden. Doch während mit fortlaufender Artikulation die sagende Seite der Stimme zunehmend an Konturenschärfe gewinnt, verläuft sich mehr und mehr ihre zeigende Ausrichtung. Paradoxerweise ist doch für das Dazwischen von Sprechenden und Hörenden gerade das Zeigende der Stimme von Bedeutung. Dieses

³⁸ vgl. Kolesch 2009, 16

³⁹ vgl. Dolar 2004, 214

kann vorerst als Laut gedacht werden, der sich fernab jeglicher Bedeutung bewegt. Er zeichnet sich durch seine unverwechselbare Klanglichkeit und Tonalität aus, die ihm dazu verhelfen einen Raum aufzuspannen, der zwischen Sprechende und Hörende Bezüge schafft. In anderen Worten: „*Die Stimme entstammt nicht nur einem räumlich situierten Körper, sie weitet und verlängert ihn in den Raum.*“⁴⁰ Das Moment der Aufspannung und Schaffung dieses Raumes dauert dabei nur einen flüchtig kurzen Augenblick. Ein höchst ephemeres Ereignis, ein kurzlebiger Lufthauch, der er- und verklingt vermag es dann zwischen Menschen nicht nur Räume aufzuspannen, sondern ihnen auch eine spezifische Gestalt zu geben. Die Spannung für das Aufspannen von Räumen bezieht dabei die Stimme aus mehreren Momenten und Aspekten.

1.3 Paradoxien: Stimme, ihre Materialität und ihre Zeitlichkeit

Die Stimme bricht aus dem Leibkörper hervor und kann im Dazwischen als schaffendes Moment umschrieben werden. Sodann trifft dieses auf Ohr und Gehör und legt damit den Verweis zur Wahrnehmung der Stimme, der Ästhetik, offen. Diese darf als Zusammenspiel mehrerer Aspekte verstanden werden, wobei mit der Singularität des Leibkörpers, die auf Sprach- und Sprechmelodie überschwappt, bereits einer genannt wurde. Auf sein Ausmaß und Wirken wird im nächsten Kapitel genauer eingegangen. Vorerst gilt das Interesse jedoch der Frage nach der Beschaffenheit oder Materialität des einzigartigen Lautes, wobei die Fragestellung in sich einige Ungereimtheiten aufwirft. Lässt eine Frage, die als Ausgangspunkt die Einzigartigkeit eines Lautes in sich versammelt, adäquate Antworten zu, die das Weiterarbeiten an der Thematik erlauben? Die Situation scheint verzwickte, und genauso zeichnet sich ihr möglicher Antwortansatz ab. Die Materialität der Stimme entzieht sich. Sie „[...] hält sich zurück; sie verweigert sich dem Begriff im Sinne jener eigentümlichen Dialektik des Entzugs, die darin besteht, dass das, was sich verweigert, im selben Maße als Sichverweigerndes anzieht.“⁴¹ Natürlich könnte man als Antwort entgegnen, die Stimme besteht aus Vibrationen der Luft und als hörbarer Laut ist sie den Gesetzen der Akustik unterworfen. Doch beschreibt der Denker Mersch einen eigentümlichen Umstand, der die Stimme in ihrer Materialität als Geheimnis bestehen lässt. Mit diesem verlagert er die Gewichtung der

⁴⁰ Kolesch 2009, 18

⁴¹ Mersch 2006, 213

Frage nach der Materialität, indem er das Anziehende, Beziehende und Entziehende der Materialität der Stimme erkennt und umschreibt. Der gewählte Wortlaut des Zitats lässt dabei augenscheinlich werden, dass Mersch seine Wortwahl vermehrt auf den Zug (Entzug) und das Ziehen (anziehen) ausgerichtet hat. Auf diese Weise schleift er im Zusammenhang der Stimme das Bild einer ziehenden Kraft, eines Zuges, ein, das in Relation zur Einzigartigkeit der Stimme gedacht werden darf. Die einzigartige Stimme zieht. Ob sie an-zieht, be-zieht, ver-zieht, aus-zieht oder ent-zieht wird noch zu klären sein. Das Augenmerk gilt vorerst dem Umstand, dass sie zieht und damit von ihrer Wirkung auszugehen ist.

Eine weitere Paradoxie, mit der uns die Stimme konfrontiert, liegt in ihrer Zeitlichkeit. Wiederum ist es das bereits angeführte Zitat Dieter Merschs, das auch zur Zeitlichkeit der Stimme einen Denkanstoß liefern kann. *„Die Stimme als Materialität hält sich zurück; sie verweigert sich dem Begriff im Sinne jener eigentümlichen Dialektik des Entzugs, die darin besteht, dass das, was sich verweigert, im selben Maße als Sichverweigerndes anzieht.“*⁴² Wird nun an das Zitat die Frage nach der zeitlichen Dauer beziehungsweise nach der zeitlichen Differenz zwischen Anzug und Entzug herangetragen, so wird man möglicherweise, seinem Gespür folgend, »Verschwindend schnell« antworten. Und in der Tat wird diese Intuition in der Fachliteratur bestätigt. Die Theaterwissenschaftlerin Doris Kolesch schreibt zur Zeitlichkeit der Stimme, dass sie in einer *„anwesenden Abwesenheit“*⁴³ geschieht. Die Stimme besteht demnach in einem Er- und Verklingen und bleibt in ihrer Flüchtigkeit *„das Verschwiegene im Gesagten.“*⁴⁴ Deswegen versammeln sich um die Stimme Eigenschaften wie flüchtig, augenblicklich, ephemer, verschwindend schnell usw. Eigentümlicherweise spricht das Zitat Waldenfels’ aber auch den inneren Zusammenhang von Stimme und Bedeutung an, dem unsere Hörgewohnheiten stets entgegenkommen. Der klangliche Gesichtspunkt löst sich in der Bedeutung verschwindend schnell auf, sodass sich dieser als nicht aufzeichnenbarer Rest, Überschuss oder Residuum erweist. Dieser Rest, demnach die Stimme, kann sich dabei nicht selbst vermitteln. Er lässt sich nicht in ein Zeichen verpacken, kann sich paradoxerweise nicht durch sich selbst mitteilen und ist stets auf den Leibkörper und dessen Aktivität verwiesen.

⁴² Mersch 2006, 213

⁴³ Kolesch 2009, 16

⁴⁴ Waldenfels 2000, 384

Um nochmals den Bezug zum vorangegangenen Kapitel zu schaffen: Die Spannung für das Aufspannen von Räumen zwischen Menschen bezieht die Stimme aus mehreren Aspekten und Momenten. Ihre paradoxe Materialität und ihre Zeitlichkeit sind zwei davon.

1.4 Stimme und ihr Anspruch

Doch was bleibt, wenn sich ein Phänomen in seiner Flüchtigkeit nicht einholbar zeigt und sich in seiner Materialität entsagt? Unterläuft es damit nicht jegliche traditionelle Vorstellung von Wissenschaftlichkeit und objektivierbaren Ergebnissen? Vielleicht ist an dieser Stelle das Festhalten an alltäglichen Erfahrungen mit dem Erklängen von Stimmen legitim: Klingt eine Stimme angenehm, ist ihr Er- und Verklingen zu kurz. Enerviert sie hingegen, dauert sie in ihrem flüchtigen Er- und Verklingen schon zu lange. Dieser Umstand lässt sich mit der Beobachtung des Zuges der einzigartigen Stimme zusammendenken. Stimme wirkt und spricht unweigerlich an oder prallt in aller Härte ab. So lautet eines der meist angeführten Zitate in der Fachliteratur zur Stimme: *„Es gibt keine menschliche Stimme auf der Welt, die nicht Objekt des Begehrens wäre – oder des Abscheus.“*⁴⁵ Roland Barthes' Worten zufolge provoziert die Stimme unausweichlich unsere Reaktion. Sie fesselt oder stößt uns ab, verwehrt womöglich den Zugang zum Gegenüber und oszilliert dennoch zwischen Anziehung und Abneigung – niemals aber lässt sie uns in Gleichgültigkeit oder Neutralität verharren. So schreibt der Autor im weiteren Textverlauf seines Essays:

*„Es gibt keine neutrale Stimme – und falls mitunter diese Neutralität, dieses Weiß der Stimme auftritt, so ist dies für uns ein großes Entsetzen, als entdeckten wir mit Schrecken eine erstarrte Welt, in der das Begehren tot wäre.“*⁴⁶

Vor diesem Hintergrund darf nun der Schluss gezogen werden, dass die Singularität des Leibkörpers in seiner Wirkung auf die Einzigartigkeit der Stimme mit ihrer geheimnisvollen Materialität und ihrer paradoxen Zeitlichkeit eine Unausweichlichkeit provoziert, die das Überhören von Stimmen unmöglich macht. Diese Unumgänglichkeit in Verbindung mit Einzigartigkeit wird in der Fachliteratur unter dem Begriff der umstrittenen und heftig diskutierten Präsenz⁴⁷ angeführt.

⁴⁵ Barthes 1990, 280

⁴⁶ Barthes 1990, 280

⁴⁷ Die unausweichliche Präsenz der Stimme bewirkt eine unmittelbare Anbindung der Thematik an das Denken Jacques Derridas. Dieser rückt von dem Gedanken ab, dass das Sprechen mit eigener Stimme von

Um diese Präsenz sammeln sich nun Aspekte, die jeweils mit einer Singularität einhergehen. So verbindet sie sich mit Augenblicken der Gegenwärtigkeit, der Einzigartig- und Einmaligkeit und der Irreversibilität. Zudem bekundet sich im singulären Augenblick der Stimme etwas Nichtbeschreibbares, das den Weg in einen Raum einer Unbestimmbarkeit weist. Wiederum ist es Roland Barthes, der mit seinen Worten eine Möglichkeit bietet, diesen Raum errahnen und ersinnen zu können. Hierzu wird ein bereits angeführtes Zitat wesentlich, das die Rauheit der Stimme und ihre Signifikanz hervorhebt. Das besagte Zitat Roland Barthes' lautete: „*Die »Rauheit« wäre demnach folgendes: die Materialität des Körpers, der seine Muttersprache spricht: vielleicht der Buchstabe; beinahe mit Sicherheit die Signifikanz.*“⁴⁸ Die zuvor gewählte Gewichtung in der Bearbeitung des Zitats hin auf die Expressivität und Ausdrucksstärke der Stimme verlagert sich nun auf den Moment des Hervortretens von Expressivität und Ausdrucksstärke. Auch wenn der Fachbegriff Signifikanz eine

einzigartiger Präsenz und Wirkung zeugt. Er nimmt auch Abstand von der Auffassung Aristoteles, wonach „[...] das in der Stimme Verlautende Zeichen für die in der Seele hervorgerufenen Zustände und das Geschriebene Zeichen für das in der Stimme Verlautende“ (De interpretatione I, 16 a 3) ist. Die Stimme wäre dem Zitat zufolge unmittelbar als Erzeuger der ersten Zeichen zu sehen und somit auch mit dem *logos* verwandt. Affektionen der Seele bilden sodann den Ursprungs- und Ausgangspunkt für *logos* und Sprache, wobei gesprochene Sprache mittels der Stimme in unmittelbarem Verhältnis zu Authentizität, Autoren- und Zeugenschaft, zum Signifikat und damit zur ewig-natürlichen, universalen Schrift gedacht wird. Folglich genießt die Stimme einen privilegierten Status, insofern sie mit der historischen Sinn-Bestimmung des Seins, des Bewusstseins, der Subjektivität, kurzum mit der Präsenz verschmilzt.

Entlang dieses privilegierten Status entlarvt nun Derrida den Logo- und Phonozentrismus, die sich in einer Philosophie der Präsenz kulminieren. Demnach wird die Stimme in der abendländischen Metaphysik als Ausdruck für Präsenz und Sinn vernommen, wobei sich die Stimme nahezu unmittelbar - und deshalb privilegiert - an das Signifikat bindet. Derrida schreibt:

„*Die natürliche Schrift ist unmittelbar an die Stimme und den Atem gebunden. Ihr Wesen ist nicht grammatologisch, es ist pneumatologisch. Sie ist hieratisch, ganz nahe der heiligen, inneren Stimme der **Profession de foi**, der Stimme, die man, in sich kehrend, vernimmt: die erfüllte und wahrhafte Präsenz des göttlichen Wortes in der Innerlichkeit unseres Gefühls.*“ (Derrida 1974, 33f. Hervorhebungen in O.)

Doch die Philosophie der Präsenz schleift zugleich eine Hierarchie ein, die zur Erniedrigung der endlichen Schrift führt. Der Innerlichkeit des Sinns entfallen, richtet Derrida nun sein Gedankengut darauf aus, eine Rehabilitierung der Schrift gegenüber der Stimme und damit eine Zerschlagung des totalitären Signifikats zu bewirken. Aus diesem Vorhaben motiviert, verengt sich jedoch der Blick des Denkers auf die Stimme, indem er sie durchwegs als Medium, ganz im Zeichen des Zeichens und dessen Artikuliertheit, entlarvt. Als Klanglichkeit, Leib, singulärer Augenblick und in ihrer Phänomenalität bleibt die Stimme in dieser Engführung zurück.

In der gegenwärtig philosophisch, medientheoretisch und ästhetisch interessierten Diskussion zur Stimme bildet die zuvor grob dargelegte Engführung Derridas das Fundament, auf dessen Schwelle neue Erkenntnisse zur Phänomenalität der Stimme zu Tage gebracht werden können. Dem gedanklichen Verlauf folgend, bleibt jedoch anzumerken, dass Derrida als Denker der Schrift auch als Denker der Stimme gelesen werden kann (vgl. Lagaay 2004), denn schlussendlich bewegt sich die Phänomenalität der Stimme „[...] auf der Kehrseite der Grammatologie.“ (Weigel 2006, 16) Dementsprechend ist der Fachliteratur ein Grundtonus zu entnehmen, der sich mehr oder weniger als ein Zurechtrücken der derridaschen Phonologozentrismus-Diagnose abzeichnet. Der richtungsweisende Tenor unterlegt sodann die wissenschaftliche Auseinandersetzung zur Stimme mit dem folgenden Wortlaut: „*Mit Derrida also gegen Derrida und über Derrida hinaus.*“ (Wiethölter 2008, 26)

⁴⁸ Barthes 1990, 271

irreführende Relation zur Bedeutung andeuten könnte, so vermittelt und verbindet er sich bei Barthes mit Momenten des Hervortretens. Diese Momente entlang der Signifikanz gedacht, bringen dann in erster Linie nicht Sinn zu Tage, sondern etwas, das hervorspringt und sich zeigt. Die ruckartige und kräftige Bewegung, die die Tätigkeit des Hervorspringens dabei impliziert, deckt sich mit vielen in der wissenschaftlichen Literatur verwendeten Bildern und Metaphern zur Beschreibung des Lautwerdens der Stimme. So schreibt Dieter Mersch: „*Im Moment des Einsatzes der Stimme sind beide [Aspekte des Ereignens und der Materialität] gleichzeitig gegeben. Darum ist jede Stimme in ihrer Plötzlichkeit stets schockhaft und vom Augenblick einer Magie beseelt.*“⁴⁹ Dolar hingegen macht sich die Bildlichkeit eines Projektils zu Nutze, um dem intensiven Hervorspringen der Stimme beizukommen. „*[...] sie macht sich selbst vom Körper los, sie passt nicht zum Körper, sie ist ein körperliches, von seinem Ursprung abgetrenntes Projektil, sie ist wie ein geisterhafter Körper jenseits des Körpers.*“⁵⁰ Waldenfels wiederum rekurriert auf die Wucht des Zerreißen und beschreibt damit das plötzliche Aufeinanderklaffen von Stille und Laut.

„*Doch was laut wird, **findet im hier und jetzt statt.** Es kommt aus einer bestimmten Richtung, wenn es mit einem Male den Schleier der Stille zerreißt, es nähert sich uns, indem es anschwillt wie eine Brandung, es umhüllt uns, wenn es chronisch wird oder sich am Ende einer Lautkulisse nähert.*“⁵¹

Die Stimme als Laut ist den Zitaten zufolge ein mächtiges Ereignen. Sie bricht über uns herein und stiftet im Dazwischen Beziehung. Beziehung insofern, als die Stimme als Ton, Laut oder Klang körperlich angeht. Mersch schreibt hierzu: „*Jede Stimme ist einzigartig und einmalig wie der Augenblick, in dem sie mich anspricht, mir »zuspricht«, mich, mittels ihrer Affektion, anrührt und einbezieht.*“⁵²

Zusammengedacht schafft die Stimme sodann in ihrer Singularität einen Raum, der durch die Wucht ihrer singulären Klanglichkeit und ihrer paradoxen Zeitlichkeit unausweichlich alle Involvierten in das Ereignen miteinbezieht. Hierzu schaffen Stimmen Räume, denen sie mittels ihrer spezifischen Klanglichkeit zudem Gestalt verleihen. Sie schaffen eine unverkennbare Atmosphäre, die die Instanz des Hörers unmittelbar und unausweichlich anspricht und dessen Reaktion provoziert.

⁴⁹ Mersch 2006, 211

⁵⁰ Dolar 2004, 214

⁵¹ Waldenfels 2006, 196f. (Hervorhebungen i. O.)

⁵² Mersch 2006, 212

1.5 Pro-vokation und Re-aktion – Stimme – Hörende - Sprechende

Das Schreiben und Denken über Stimme umfasst folglich auch immer das Schreiben über Hörvorgänge. Die Bildungswissenschaftlerin Kristin Westphal verschafft diesem Umstand in einem kurzen und prägnanten Satz Ausdruck. „*Stimmen müssen gehört werden.*“⁵³ Wird das Zitat dabei aus unterschiedlichen Perspektiven beleuchtet, so wirft es auch unterschiedliche Schatten. Wird die Annäherung an das Zitat über den eindringlichen und befehlsartigen Wortlaut gewagt, legt es nochmals die Unausweichlichkeit von Stimmen nahe. Wie bei Roland Barthes ist das Hören von Stimmen auch bei Kristin Westphal keine Frage des Wollens, sondern des Müssens. Kein Spielraum bietet sich an, der ein Entwischen vor Stimmen ermöglichen würde. Vielmehr verlangt sie uns unsere Re-aktion ab beziehungsweise unsere Stellungnahme, die uns in Beziehung zu unserem Gegenüber setzt. Verlegt man hingegen sein Augenmerk auf die grammatikalische Form des Vorgangspassivs, so wird damit der Vollzug, das Geschehen, das Passieren oder Ereignen und abermals das bereits erläuterte „[...] individuelle »es«“⁵⁴ in den Vordergrund gerückt. Stimme ereignet sich und verweist damit auf jemanden, dem etwas widerfährt. Sie verweist umgehend auf Hörende. Im Anschluss daran birgt das Zitat eine weitere Lesart, die nochmals die Relation zu den Hörenden anzeigt. Indem Stimmen gehört werden müssen, hebt die Autorin im Besonderen die leiblich-sinnliche Dimension des Hörens und damit auch die Gewichtigkeit des Leibkörpers hervor. Das Zitat wiederholt und verdichtet in seinem Gehalt einige bereits angeführten Aussagen der vorliegenden Arbeit und zeigt dabei vor allem aus verschiedenen Blickwinkeln die Instanz des Hörenden an. Das Zitat kann aber auch als Beleg dafür gelesen werden, dass das Schreiben und Denken über Stimme unabdingbar in einem Hörfeld angesiedelt sein sollte, will man die Thematik nicht aus verkürzter Sicht schildern. So schreibt Kolesch: „*Eine Stimme tritt immer als gehörte Stimme auf, als Rückkoppelung im Sich-Selbst-Sprechen-Hören wie auch als von anderen wahrgenommene, ge- und erhörte Stimme.*“⁵⁵ Dass Stimmen gehört werden müssen, verdeutlichte bereits das Zitat von Westphal. Es unterstrich in aller Wichtigkeit die Instanz des Hörenden, die nun vor dem Hintergrund der gewählten Worte Koleschs um das Sich-Selbst-Sprechen-Hören verdichtet und erweitert wird. Doch warum wirft das Sich-Selbst-Sprechen-Hören in der Fachliteratur eine derart breite Diskussion auf?

⁵³ Westphal 2001, 52

⁵⁴ Wiethölter 2008, 18

⁵⁵ Kolesch 2009, 16

Das Sich-Selbst-Sprechen-Hören trifft auf eine gegenwärtig rege diskutierte Stelle, indem es quer in die Phonologozentrismus-These des Denkers Derrida einsticht und sie dabei wund werden lässt. Wund wird die These insofern, als das Sich-Selbst-Sprechen-Hören insbesondere die Phänomenalität der Stimme hervorhebt. Es verfährt nämlich in doppelter Weise: Einmal hören wir unsere Stimme mittels des Gehörs und zudem verspüren wir unsere Stimme, indem sie im Leibkörper aufsteigt und sich schwingend-klanglich in ihm ausbreitet. Waldenfels schreibt zum letzteren Vorgang, dass sich „[...] zwischen Lauterzeugung und Echo [...] die Dichte des »Fleisches« schiebt.“⁵⁶ In dieser Dichte des Fleisches bekundet sich die Einzigartigkeit des Leibkörpers, die auf die Stimme überschwappt. Auch die Stimme ist sodann singular und einzigartig, denn niemand hört und nimmt unsere Stimme derart wahr wie wir selbst. Sie ist einmalig. Dabei führt die einmalige, einzigartige Wahrnehmung der eigenen Stimme zum nächsten Unterkapitel, das einen empfindlichen Nerv des Denkens der Stimme berührt.

1.6 Stimme und Fremdheit

Wie mag wohl die Stimme mit Fremdheit verstrickt sein? Stoßen wir in aller Vertrautheit unserer Stimme nicht auf einen vermeintlichen Gegensatz? Abrückend davon, findet das Fragen zur Fremdheit der Stimme Eingang über das Sich-Selbst-Sprechen-Hören und dessen Zeitlichkeit. Bislang wurde bearbeitet, dass die Stimme im Hier und Jetzt über uns hereinfällt und in einer Paradoxie der „anwesenden Abwesenheit“⁵⁷ verhängen bleibt. Doch bleibt zu verfeinern, dass das, was ins Hier und Jetzt drängt, einer „[...] untilgbaren Vorgängigkeit“⁵⁸ entspringt. Diesem Vorklang folgt unser Nachhören, wobei das Folgen eine „[...] originäre Zeitverschiebung“⁵⁹ ins Geschehen einschleift. Unser Hören, das von uns ausgeht, folgt daher unausweichlich einer von uns geschiedenen Stimme, die auf uns zukommt. „Was ich höre, ist stets schon ein Echo dessen, wovon ich als Hörer getroffen bin.“⁶⁰ Was sich in diesem Echo bekundet, bleibt stets vage und paradoxerweise unbestimmt. Doch ebnet es den Weg für die Annahme, dass die Verfertigung eines Gedankens beim Reden auf unbeständigem, fremdem ‚Fundament‘ beruht. Fremd insofern, als sich zwischen mir selbst als

⁵⁶ Waldenfels 2004, 24

⁵⁷ Kolesch 2009, 16

⁵⁸ Waldenfels 2006, 197

⁵⁹ Waldenfels 2006, 197

⁶⁰ Waldenfels 2006, 197f.

Sprechendem und mir als selbst Hörendem eine zeitliche Differenz einschiebt, die in der Fachliteratur in der Gestalt eines Risses, einer Kluft oder eines Spalts diskutiert wird.

Aus dem genannten Echo beziehungsweise aus der unteilbaren Vorgängigkeit bezieht nun die Stimme ihre Fremdheit. Unser Sprechen und damit unsere hörbare Stimme geschehen von einem Zuvorkommenden her, das in der wissenschaftlichen Literatur zur Stimme im Terminus des An-spruchs angeführt wird. Dieser An-spruch ist für die Bearbeitung der Thematik insofern unerlässlich, als er eine uneinholbare Bedingung für das Erklingen der Stimme darstellt. Dabei behält sich der An-spruch uns vor. Er ist uneinholbar, entzieht sich und zieht zugleich unausweichlich an. Er bleibt gewissermaßen fremd. So steigert sich dieser Gedankengang dahingehend, dass die *propria vox* stets provozierte Stimme ist, wobei sich das Fremde in unsere Stimme einschreibt. Sie wird somit von den Schwerelinien des Anderen und Fremden durchlaufen und durchzogen.⁶¹

Was sich jedoch in der Kluft beziehungsweise im Riss zwischen Selbst-Sprechen und Selbst-Hören vollzieht, kann in der Vorstellung eines Zwischenraumes Konturen gewinnen. In diesem überlagern sich die eigene und die fremde Stimme, sodass eine Urheberschaft nicht eindeutig ausfindig zu machen ist. Schlussendlich folgt unser Hören einem uneinholbaren, aber unausweichlichen An-spruch, der in der Bewegung des Hinhörens der Struktur des Responsiven unterliegt. Das Erklingen unserer Stimme kann daher im Rahmen von An-spruch und Antwort gedacht und diskutiert werden, was dem Geschehen der Stimme selbst eine soziale und ethische Dimension verleiht.⁶²

1.7 Stimme und Räumlichkeit

Das Erklingen der Stimme wird gegenwärtig in der Struktur von An-spruch und Antwort gedacht, wobei dieser Rahmen nicht nur in der Fremdheit der Stimme Ansatz findet, sondern auch im Feld des Sozialen. Dabei eröffnet sich dieses Feld mit dem Hören der erklingenden Stimme, die in ihrer Singularität und Unausweichlichkeit auch atmosphärische Räume hervorbringt. Sodann liegt es im Vermögen, auch in einer

⁶¹ vgl. Wiethölter 2008, 21f.

⁶² vgl. Mersch 2006, 233f.

flüchtigen „*anwesenden Abwesenheit*“⁶³ Räume zu besetzen, zu stimmen, zu durchleiten und zu durchfluten. Folglich befindet sich Stimme nicht einfach im Raum. Die Wahrnehmung der Stimme bezieht sich dabei nicht nur auf ein Gegenüber, nicht nur auf eine akustische Quelle, sondern auch auf den Sprechenden selbst, wobei zu verfeinern bleibt, dass das Hören ein Gegenüber in diesem Sinne nicht kennt. Es wäre vermessen das Hören als Wahrnehmung von etwas frontal Fernstehendem zu beschreiben. Vielmehr färben Stimmen die von ihnen geschaffenen Räume mit Atmosphären, die die Hörenden und Sprechenden als Hörfeld umgeben und damit ein Eintauchen ins situative Geschehen ermöglichen. In diesem Zusammenhang wäre die Überlegung anzustiften, das Hören im Geschehen nicht *zwischen* Individuen anzusiedeln, sondern, den Gedanken des Raumes vor Augen haltend, *in dem* Interaktionspartner miteinander agieren und gestalten. Die Relation, die mit dem Befinden *in* einem Raum gesetzt wird, verdeutlicht dabei in eingehender Weise, dass die Stimme kein Modellobjekt ist, „[...] *welches sich in sicherer Entfernung erörtern oder gar in gefahrloser Distanz analysieren ließe.*“⁶⁴ Ob wir nun wollen oder nicht, die Unausweichlichkeit und Einmaligkeit der Stimme ruft uns ins Geschehen, gibt das Eintauchen in Atmosphären, und so ist es wenig verwunderlich, dass uns Stimmen in ihren Eigenschaften emotional berühren und uns affektiv betreffen. Stimme zieht. Stimme bezieht uns ein. Dementsprechend schreibt Mersch: „*Jede Stimme ist einzigartig und einmalig wie der Augenblick, in dem sie mich anspricht, mir »zu-spricht«, mich, mittels ihrer Affektion, anrührt und einbezieht.*“⁶⁵ Damit dabei das Zu-Sprechen in seiner Wirkung nicht verfehlt wird, muss es auf Gehör treffen. Immerzu drängt sich das Zitat Westphals zwischen den Zeilen auf, das auf die Instanz des Hörenden pocht. Stimme braucht unabdingbar das Gehör des Anderen, will sie nicht im Sog der Sinnlosigkeit versacken. Doch allein das Zusammenwirken von Stimme und Gehör gewährt noch nicht das Einbeziehen, so wie es Mersch in seinem Zitat darlegt. Das Anrühren legt diesen Verweis nahe und gemahnt daran, die Wichtigkeit des Leibkörpers nicht zu vergessen. Böhme notiert diesbezüglich eine wichtige Beobachtung, wonach wir beim Hören von Stimmen affektiv betroffen werden, da „[...] *wir in unserer eigenen leiblichen Präsenz im Raum durch Stimmen, die wir hören, modifiziert werden.*“⁶⁶ In der Folge schaffen Stimmen nicht nur Räume, sondern sie üben merklich atmosphärischen Einfluss auf

⁶³ Kolesch 2009, 16

⁶⁴ Kolesch 2009, 20

⁶⁵ Mersch 2006, 212

⁶⁶ Böhme 2009, 30

deren Qualität aus, die uns wiederum sowohl im befindlichen als auch im physischen Sinne angeht und anrührt. Stimme bietet somit Reiz, Rührung, Anrührung und Berührung.

1.8 Zusammenfassung des Kapitels

Die gedanklichen Hauptstränge des ersten Kapitels entwickeln sich entlang einer geflechtartigen Annäherung an das Phänomen der Stimme, wobei die wesentlichen Aspekte ihrer Fremdheit, Zeitlichkeit, Materialität, Räumlichkeit, ihres Anspruchs und ihrer Leibkörperlichkeit mehr und mehr dazu führen, neben ihrer sagenden auch ihre zeigende Seite zu akzentuieren. Diese übersteigt das Zeichen, lässt es zurück und gibt in seiner Klanglichkeit den Ton an. Wohin dieser Ton führt? Indem er gehört werden muss, zum Anderen. Und in der Tat weist die Auseinandersetzung mit der Stimme in einer Intensität zum Anderen, die beinahe übereilte Schlüsse nahelegt. Ob in ihrem Anspruch, in ihrer Fremdheit, in ihrer Räumlichkeit oder gar in ihrer Zeitlichkeit – stets lassen sich Verweisungen zum Anderen ersinnen, erahnen oder gar erkennen. Bevor jedoch der Bogen zum Anderen gespannt werden kann, richtet sich das Augenmerk auf das Zum-Vorschein-Kommen der Stimme, das in Anlehnung an das Hervortreten von gesprochener Sprache diskutiert werden kann. In dieser Gangart nähern wir uns dem nächsten Kapitel, das das Zum-Vorschein-Kommen von Sprache sowie die Sprache und ihr Ereignis zum Inhalt hat.

2 Sprache und Ereignis

*„Die Sprache ereignet sich im Sprechen.“*⁶⁷ Damit bringt das Sprechen die Sprache zu Tage. Das Sprechen aktualisiert und bringt Sprache immerzu zum Vorschein, wobei ihre Regeln, ihre Struktur und ihr Schema einerseits und ihr Vollzug und ihr Geschehen andererseits jedes Mal mitschwingen. Sprache oszilliert folglich zwischen Vollzug einerseits und zwischen Regeln und Struktur andererseits. Henri Meschonnic schreibt hierzu:

⁶⁷ Mersch 2004, 506

„Le discours est l'enjeu des grammaires. Chaque stratégie grammaticale est un aspect du conflit entre la langue et le discours, le signe et le poème, la métaphysique et l'historicité. La poétique met à l'épreuve les théories grammaticales, comme le lien entre la métrique, la grammaire et le rythme.“⁶⁸

Das Zitat Meschonnic hebt die doppelte Ausrichtung von Sprache hervor, die einerseits in ihrer Regelhaftigkeit und Struktur, andererseits im Reden des Vollzugs auf doppeltem ‚Boden‘ fundiert. Jedoch lässt sich in der doppelten Ausrichtung der Sprache auch eine Ambivalenz erkennen, die sich in der Akzentuierung der einen oder anderen Ausrichtung einschreibt. Gegenwärtig wird die Gewichtung auf die strukturierte, regelhafte, sagende Ausrichtung der Sprache verlagert, was sich an den eingangs aufgelisteten Assoziationen nachweisen lässt. Ob Sprache gedacht als Zeichensystem, als Mitteilung oder als Vernunft – all diesen Assoziationen ist die Annahme gemein, dass Sprache Sinn generiert und dieser sich mittels des Zeichens symbolisieren lässt, wobei die Kapazität des Zeichens beinahe außer Acht steht. Angesichts dessen geraten nun diese Annahmen in der Auseinandersetzung mit der Stimme ins Wanken. Natürlich darf weiterhin die Zeichenhaftigkeit der Stimme angenommen werden. Es stellt sich nur die Frage, ob sie sich in dieser einseitigen Ausrichtung erschöpft.

Sodann rückt nochmals der eingangs erwähnte Satz Henri Meschonnic in den Blickpunkt. *„Le discours est l'enjeu des grammaires.“⁶⁹* Wortwörtlich und etwas plump übersetzt schreibt er: Die Rede ist der Einsatz von Grammatiken. Eleganter: Die Rede ist der Einsatz grammatikalischer Strukturen. Doch das Festhalten an der französischen Fassung hält eine Nuance bereit, die unerwartet das ambivalente Aufeinandertreffen von Struktur und Vollzug in anderem Lichte erscheinen lässt. Das französische Wort *l'enjeu* birgt in sich *le jeu*, das Spiel, das den Einsatz einer ordnenden, strukturierten Grammatik im Vollzug der Rede mit dem Spiel, wenn auch nur vom Schriftbild und vom Wortklang her, assoziiert. Mit der Assoziation des Spiels schleift sich dabei eine *Façon* ein, die die gegenwärtig dominante Akzentuierung der ordentlichen und strukturierten Regelhaftigkeit der Sprache abschwächt. Sie schafft womöglich dort Spielraum, wo keiner zu sein scheint. Das französische Zitat, in diesem Lichte gelesen, untergräbt somit die Vorstellung starr und feststehend geglaubter sprachlicher Strukturen, indem sich das Spiel vom bereits Bekannten abhebt und dabei

⁶⁸ Meschonnic 1990, 115

⁶⁹ Meschonnic 1990, 115

gängige Muster und Regeln vernachlässigt, sie womöglich gar übergeht. Spielraum entsteht.

2.1 Spielraum – Performanz, Performativität, performative turn

Um Sprache über ihre Zeichenhaftigkeit hinaus zu erkennen, bedarf es zunächst eines Spielraumes, in dem ein Vorspiel Beachtung finden kann. Die Bildlichkeit des Theaters bietet hierfür einen guten Rahmen, die die Ko-Präsenz von Akteuren und Publikum, die Atmosphäre und die Bühne annähernd einfängt. Im Brennpunkt befindet sich dabei das Geschehen beziehungsweise das Ereignis, das alle gespannt verfolgen. Grob umrissen werden mit dieser Bildlichkeit die Eckpfeiler eines sich zurzeit etablierenden Diskurses, der seit den letzten Jahren auch Einzug in die Bildungswissenschaft hält.⁷⁰ Angespielt wird damit auf den *performative turn*, der mit den Worten der Kulturwissenschaftlerin Bachmann-Medicks grob umschrieben werden kann.

„Der performative turn lenkt die Aufmerksamkeit auf die Ausdrucksdimension von Handlungen und Handlungsereignissen bis hin zur sozialen Inszenierungskultur. Weder kulturelle Bedeutungszusammenhänge noch die Vorstellung von »Kultur als Text« stehen hier im Vordergrund, sondern die praktische Dimension der Herstellung kultureller Bedeutungen und Erfahrungen. Aus Ereignissen, Praktiken, materiellen Verkörperungen und medialen Ausgestaltungen werden die Hervorbringungs- und Veränderungsmomente des Kulturellen erschlossen.“⁷¹

Das Zitat gewährt den Fortgang der Diplomarbeit, indem es eine grundsätzliche Verschiebung des Forschungsblickwinkels mit sich bringt. Nicht ausschließlich ist es die Metapher »Kultur als Text«, die mittels hermeneutischer Annäherung an Wirklichkeiten in zeitlicher Nachgängigkeit und Resultatbezogenheit Einsichten gewährt, sondern auch die Fokussierung des Geschehens und des Prozesses selbst, mit der „[...] eine Pluralität von idiomatischen Gesten und kontextuierenden Phänomenologien“⁷² einhergeht. Für die Bearbeitung der Thematik der menschlichen Stimme ist der Forschungsblickwinkel des Performativen unerlässlich, da die Annäherung an ein höchst flüchtiges Phänomen mittels der resultatbezogenen

⁷⁰ vgl. Wulf/ Zirfas 2007, 7

⁷¹ Bachmann-Medick 2006, 104

⁷² Wulf/ Zirfas 2007, 9

Hermeneutik ein hinkendes Vorhaben wäre.⁷³ Um die Stimme in ihrer „*anwesenden Abwesenheit*“⁷⁴ hervorzuheben, bedarf es eben deshalb des performativen, prozessbetonten Blicks, wobei Wiethölter kritisch anmerkt, dass „[...] *sich die Leistungsfähigkeit des Performanzbegriffs nebst derjenigen seiner zahlenmäßig immer noch anwachsenden Trabanten erweisen muss.*“⁷⁵ Der kritische Einwand Wiethölters trifft auf Gehör, da inzwischen Performanz vielerlei besagt und zudem sich keine einheitliche Terminologie ausfindig machen lässt. Doch nähern sich geschlossen alle Beiträge und Texte über das Performative, über die Performanz oder die Performativität der Stimme an, da es dem Verhalten im Erscheinenden Platz gewährt. Sodann nehmen wir mit dem performativen Fokus vorlieb, der dem Zitat zufolge auch Hervorbringungsmomente akzentuiert. Ein solches Hervorbringungsmoment wurde bereits genannt, wonach unser Sprechen Sprache hervorbringt. Dabei gilt das Augenmerk weiterhin der Stimme, deren Wirken und Einfluss im Moment des Hervorbringens von Sprache es zu ersinnen gilt.

Um diesen flüchtigen Moment annähernd ins Bild zu rücken, wird die Stimme paradoxerweise vom Schauplatz her gedacht. Herangezogen wird die Bildlichkeit des Theaters, auf dessen Bühne sich nun die Sprache zwischen Sprechenden und Hörenden ereignet. Sodann wird von sprachlichen Szenen ausgegangen, die einem „[...] *theatralen Modell des Sprechens*“⁷⁶ gleichkommen.

⁷³ Der Eingang des Performativen in die Bildungswissenschaft wird im Aufsatz *Performative Pädagogik und performative Bildungstheorien - Ein neuer Fokus erziehungswissenschaftlicher Forschung* von Wulf und Zirfas kritisch aufgearbeitet. In ihrem Beitrag werden die Grundzüge des Performativen vor allem in Absetzung zur Hermeneutik behandelt, wobei immerzu betont wird, dass die mittels der Hermeneutik gewonnenen Einsichten für die Bildungswissenschaft unerlässlich sind und bleiben. Die Betonung liegt daher auf einer Verschiebung des Blickwinkels, der sich in einer Bewegung von der resultatbezogenen und damit etwas starren Hermeneutik hin zum prozessorientierten Performativen bewegt. Die Grundzüge dieser Verschiebung finden an dieser Stelle nur rudimentäre Ausführung, da eine vertiefende Einlassung auf die Thematik den Rahmen der Arbeit sprengen würde. Dem Grundtonus, wonach keine Ablösung der Hermeneutik durch das Performative in der Bildungswissenschaft erzielt werden soll, würde ich mich gerne dennoch anschließen, da zumal die Verfahrensweise der vorliegenden Abschlussarbeit hermeneutisch ausgerichtet ist, auch wenn inhaltlich dem Performativen besondere Gewichtung und Betonung zukommt.

⁷⁴ Kolesch 2009, 16

⁷⁵ Wiethölter 2008, 18

⁷⁶ Mersch 2004, 510 (Hervorhebungen in O.)

2.2 Aufführung

„*Le discours est l'enjeu des grammaires.*“⁷⁷ Im vorangegangenen Kapitel wurde das französische Zitat bereits erwähnt und dabei das Wort *l'enjeu* mit einem Einsatz in Verbindung gebracht, der herleitend aus dem Französischen die gegenwärtig dominant vorgestellten sprachlichen Strukturen um die Facette des Spiels bereicherte. Tatsächlich aber wird das Wort *l'enjeu* im Französischen nicht nur mit einem Einsatz konnotiert. Gleichsam sammelt es um sich auch die Bedeutung einer Herausforderung, die, zurückgedacht auf das Spiel, spontan die deutsche Redewendung *Etwas steht auf dem Spiel* einfließen lassen kann. Sodann gestaltet sich die Rede als Herausforderung an sprachliche Strukturen. Die Rede setzt etwas aufs Spiel. Verblüffenderweise lässt sich in diesen Gedankengang nicht nur mittels der französischen Sprache Eingang finden. Der zeitgenössische Philosoph Dieter Mersch macht in seiner Beschäftigung mit Sprache annähernd dieselbe Beobachtung. Diese entwickelt sich entlang der Rede, die das Semantische der Sprache aufs Spiel setzt. Die Herausforderung besteht dabei darin, dass unsere Rede beziehungsweise unser Sprechen nicht gänzlich im Sinn und im Semiotischen eine erschließbare Dimension der Sprache findet. Mersch schreibt:

„*Sprechen bedeutet mehr als nur »etwas sagen wollen«, vielmehr haben wir es mit einem »Überschuß« zu tun, der sich dem einseitigen Zugriff einer Schematisierung durch die Ordnung des Symbolischen oder des Verstehens verweigert.*“⁷⁸

An dieser Stelle schließt sich nun ein bedeutender Kreis: Sprechen bedeutet nicht nur Sinn generieren, sondern auch Nicht-Sinn, Nicht-Symbolisches und sich der Ordnung Entsagendes hervorzubringen. Sprechen heißt, dem Sinn eine Wirkung, eine Kraft oder eine Gewalt entgegenbringen, die über das Zeichen beziehungsweise über den Sinn ohne Konturen hinaus schießt. Die Eigenschaften der Stimme drängen sich somit auf und fügen sich in ihrer zeigenden Ausrichtung wie ein fehlender Puzzlestein in die gedachten Bezüge ein.

Vor diesem Hintergrund lässt sich sodann die eng geführte Assoziation zwischen Sprache, *logos* und Vernunft auflockern. In einer Andeutung wurde bereits vermerkt, dass der Einsatz der Rede, *l'enjeu*, einen Spielraum freigeben kann, der so nicht angenommen wird. Im Brennpunkt befindet sich daher der *logos*, dem häufig eine

⁷⁷ Meschonnic 1990, 115

⁷⁸ Mersch 2004, 507

Gleichsetzung mit Sinn, Vernunft, Sprache und gar mit dem Schicksal widerfährt.⁷⁹ Er richtet sich dabei nach der Aufgabe, den Dingen einen rechten Namen oder Ausdruck zu verleihen, wobei als Richtmaß dafür die Rationalität angenommen wurde und wird. Das Richtmaß deutet dabei eine Relation für die Tätigkeit des Messens an, die sich nach der Vernunft und dem Wahren ausrichtet. In dieser strengen Ausrichtung kann einem Spielraum nur wenig Platz gewährt werden, doch stellt sich die Frage, wie in diesem Zusammenhang noch auf Rationalität rekurriert werden kann, wenn beim Aussprechen der gegebenen Namen Kräfte im Spiel sind, die sich jeglicher Ordnung, Struktur oder Symbolik entsagen? Unkontrollierbar entrinnt uns diese, sodass Sprache „[...] *nicht länger als Stätte einer diskursiven Vernunft fungieren*“⁸⁰ kann. In dieser Hinsicht stellt die Rede tatsächlich eine große Herausforderung dar. Doch was ist die Forderung der Herausforderung?

Es sind nicht nur die fein geschliffene Angemessenheit des Wortes und die präzise getroffenen Unterscheidungen, sondern auch das Taktgefühl, das für sich Kraft und Wirkung einfordert. Das Hervorbringen der Sprache geht daher nicht nur im Bereich des Intelligiblen auf, sondern dem Sprechen der Sprache wohnt eine „[...] *handlungssetzende Macht*“⁸¹ inne, indem sie mit der Kraft einhergeht, „[...] *etwas herbeizuführen, eine Wirkung zu erzielen oder in die Wirklichkeit umzusetzen*.“⁸² Das Hervorbringen von Sprache bietet folglich Facetten, die auf Wirkungen mit Aufführungscharakter setzen, wobei diese Wirkungen nicht durch die intelligente Seite der Sprache erzielt werden. Vielmehr ist es die sich der Ordnung entziehende Ausrichtung, die sich nicht vergegenständlichen lässt, sich gegenüber einem einheitlichen System sperrt und sich ebenso unabschließbar wie unbestimmbar zeigt. Das Fordernde der Herausforderung ist somit Sprache nicht in einseitiger Einseitigkeit versickern zu lassen. Das Fordernde der Herausforderung ist damit Provokation. Provozierend insofern, als Sprache mehr ist, als nur sagen zu wollen. Sprache ist mehr als *logos*. Sie birgt subversive Momente, die sich entziehen und sich unserer Kontrolle entsagen und damit eine Herausforderung an unsere gängige Auffassung von Sprache stellen.

⁷⁹ vgl. Mersch 2004, 508f.

⁸⁰ Mersch 2004, 509

⁸¹ Mersch 2004, 508

⁸² Mersch 2004, 508 (Hervorhebung in O.)

Alle Blicke sind neugierig auf das Hervortreten der Stimme gerichtet. Bislang wurde dazu das Spiel als Spielraum im Theater hervorgehoben, was unmittelbar das Performative akzentuierte. Das Geschehen soll fokussiert werden, nicht das Resultat. Die Dichte des französischen Wortes *l'enjeu* hob jedoch noch einen anderen Aspekt hervor: Das Spiel im Zusammenhang mit der Herausforderung zu erkennen. Welche Herausforderung geht uns dabei an? Unsere Auffassung von Sprache zu überdenken. Sprache bietet einen Überschuss, der sich nicht in Zeichen, sprachliche Strukturen, Ordnung und Raster eingliedern lässt. In diesem Sinne leuchtet der Lichtkegel immerzu etwas Spezifischeres aus. Vom Spielraum über die Aufführung hin zum gerichteten Augenmerk auf die sprachliche Szene.

2.3 Sprachliche Szene

Die Bildlichkeit des Theaters vor Augen haltend, verfolgen nun alle Beteiligten, Sprechende und Hörende, gespannt, was auf der Bühne vor sich geht. Doch bevor schlüssig wird, was auf der Bühne geschieht, muss die Bedingung gewährleistet sein, dass geschieht.

Das sprachliche Geschehen zwischen Hörenden und Sprechenden gleicht vor dem Hintergrund des Theaters einer sprachlichen Szene, in der das Sagen mit einer Tat einhergeht. Doch Theater geschieht nicht nur, indem gesprochen wird. Dieser Umstand weitet die Vorstellung zur sprachlichen Szene. Sie umfasst nicht nur ein Sagen-Wollen, sondern wird auch vom Schweigen, dem Lärm oder der Geschwätzigkeit, den Schweigenden, den Handelnden, von Zuhörern, Stimmen, Körpern oder der Leere durchlaufen, ohne dabei Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben, da die Bandbreite der Möglichkeiten von Ausdruck und Rede dem Feststehendem stets entgegenwirken würde. Gleichsam kann die sprachliche Szene sodann als Schauplatz vorgestellt werden, „[...] *worin sich die Sprache und das Sprechen gleichwie ihre Akteure allererst lokalisieren, indem sich diese auf praktische Weise darin bewegen.*“⁸³ Der beschriebene Schauplatz gewährt demnach nicht Einsicht in ein Geschehen nach skriptueller Vorlage. Vielmehr entwickeln sich die Handlungsstränge entlang eines Zusammenwirkens „[...] *von Beziehungen, Abhängigkeiten, Widersprüchen oder Lücken, denen kraft ihrer*

⁸³ Mersch 2010, 225

*Materialitäten eine besondere »Präsenz« zukommt.*⁸⁴ Die dicht gedrängten Gedankengänge Merschs, die das Hervorbringen von Sprache zwischen Hörenden und Sprechenden zum Inhalt haben, gehen demnach nicht von einer Sprachauffassung aus, die sich in der bloßen Verlautbarung oder in Mitteilungen erschöpft. Eingeholt werden mit dieser Sicht Momente des Dazwischens, Augenblicke, die zum Beispiel von Kräfteverhältnissen, Konflikten, Machtausübung, Verletzungen oder Einschreibungen durchlaufen werden, die sich zwischen allen Involvierten allererst ereignen.

Dieser Gedankengang findet sich ebenfalls beim späten Heidegger, der in seinem Aufsatz *Der Weg zur Sprache* schreibt:

*„Zueinandersprechen heißt: einander etwas sagen, gegenseitig etwas zeigen, wechselweise sich dem Gezeigten zutrauen. Miteinandersprechen heißt: zusammen von etwas sagen, einander solches zeigen, was das Angesprochene im Besprochenen besagt, was es von sich her zum Scheinen bringt.“*⁸⁵

Das Zitat hebt eingangs das bereits bekannte doppelte Vermögen von Sagen und Zeigen hervor, wobei allein in der Ausführung des Zueinandersprechens eine Steigerung, vielleicht gar eine Abfolge, zu vernehmen ist. So findet sich Eingang in das Zueinandersprechen über das „[...] einander etwas sagen [...]“.⁸⁶ Es eröffnet sich das Zueinandersprechen mit unserem Sagen, das in seinem doppelten Vermögen zugleich „[...] gegenseitig etwas zeigen [...]“.⁸⁷ bedeutet. Vor dem bisherigen Fortgang der Diplomarbeit lässt sich sodann auch bei Heidegger eine Sprachauffassung lesen, die neben der semiotischen Facette der Sprache ihre wirkende anerkennt. Die Doppelspur von Sagen und Zeigen siedelt Heidegger dabei im Dazwischen an, was die Adjektive gegenseitig und wechselseitig untermalen. Auch das Zueinandersprechen könnte zur Verstärkung dieser Annahme herangezogen werden, doch macht sich im Verlauf des Zitats eine feinsinnige Unterscheidung bemerkbar, die sich entlang des Verhältnisses des Zueinandersprechens und des Miteinandersprechens entwickelt. Zunächst mag vielleicht auffallen, dass der Denker sowohl das Zueinandersprechen als auch das Miteinandersprechen zusammenschreibt, obwohl die deutsche Orthographie auch zu Zeiten Heideggers diese Schreibweise nicht zwingend vorsieht.⁸⁸ Vorsichtig dürfte man

⁸⁴ Mersch 2010, 226

⁸⁵ Heidegger 2007¹⁴, 253

⁸⁶ Heidegger 2007¹⁴, 253

⁸⁷ Heidegger 2007¹⁴, 253

⁸⁸ Die Geschichte der deutschen Orthographie zeigt, dass 1954 die Arbeitsgemeinschaft für Sprachpflege in den Stuttgarter Empfehlungen die Getrennschreibung gegenüber der Zusammenschreibung favorisiert.

den Gedanken anstiften, dass Heidegger willentlich nicht trennt, um mit seinem Schriftbild auf etwas unabdingbar Zusammengehörendes, zumindest aber auf ein Verhältnis, zu verweisen. Doch vorerst rückt das Zueinandersprechen ins Zentrum der Aufmerksamkeit, da es im Unterschied zum Miteinandersprechen eine Richtung anzeigt. Sprechende sind *zueinander* gerichtet. Das richtungsweisende *zu* lässt mich dabei erkennen, dass der Anruf beziehungsweise das Sprechen genau *zu* mir gerichtet ist. Unverkannt und unausweichlich spricht mir die Stimme *zu*, um mir zuzurufen, was sodann die finale Ausrichtung des Verhältniswortes *zu* erschöpfen könnte. Dabei wird das Zitat mit einer sprachlichen Intensität und Zielstrebigkeit geführt, die die Möglichkeit einer Verwechslung beim Zurufen beinahe absurd erscheinen lässt. Diesen Effekt erzielt Heidegger durch die streng aus- und zielgerichtete Taktvorgabe der kurzen, durch Beistriche getrennten, inhaltlich dichten Wortgruppen, wobei das wiederholte laute Lesen des Zitats diese Zielgerichtetheit in jeglicher Hinsicht hör- und spürbar werden lässt. Es ist das rhythmische Wechselspiel zwischen Sprechen und Sprechpausen, das gar eine erste Steigerung hin zum „[...] *wechselweise sich dem Gezeigten zutrauen*“⁸⁹ nicht nur prosodisch, sondern auch inhaltlich gestaltet. Dieser Steigerung ist ein Wagnis oder eine Zuspitzung zu entnehmen, die sich im innerlichen Zuspruch das Wort zu ergreifen kulminiert. Schlussendlich kostet es Mut, sich auszusetzen, jemandem zuzusprechen. Man muss sich bloß trauen. Dabei ist in diesem Zusammenhang die etymologische Entwicklung des Verbs *zutrauen* aufschlussreich, da es den Wortgebrauch von *fest werden* ausprägte. Hingegen entwickelte die reflexive Form des Verbs die Bedeutung von *wagen*, was die Annahme nahe legt, das Zueinandersprechen als Wagnis zu denken, da im Sprechen etwas fest wird, was zugleich nicht mehr rückgängig gemacht werden kann. Sodann setze ich mich in diesen Eigenschaften, im Sprechen ins Verhältnis zum Anderen. Ich setze mich aus. Ich beziehe mich auf jemanden und beziehe damit ein. Jemand bezieht sich auf mich und bezieht damit mich ein. Der Bezug wird irreversibel fest – oder auch nicht. Darin zeichnet sich wohl die eigentliche Zuspitzung des Wagnisses ab: Findet mein Aussetzen Anklang oder läuft es Gefahr, sich in der beklemmenden Leere der Ignoranz zu verlaufen?

Und auch die Wiesbadener Empfehlungen aus dem Jahr 1958 legen die Getrenntschreibung zum Zwecke der Vereinfachung nahe. (vgl. Schneider, <http://decemsys.de/sonstig/gesch-rs.pdf> am 10.05.2010)

⁸⁹ Heidegger 2007¹⁴, 253

Sodann zieht sich eine verbindende als auch trennende Grenze auf, die den Übergang zum Miteinandersprechen markiert. Heidegger begegnet dem Miteinandersprechen mit den folgenden Worten: *Miteinandersprechen heißt: zusammen von etwas sagen, einander solches zeigen, was das Angesprochene im Besprochenen besagt, was es von sich her zum Scheinen bringt.*⁹⁰ Das Verhältnis von Sprechenden und Hörenden hat sich nun geändert. Nicht mehr eine Richtung wird angewiesen, sondern der Bezug wurde gefestigt, indem das Miteinander **mit** vereinten Kräften etwas zum Scheinen bringt. Alle Beteiligten sind ein Wagnis eingegangen, haben sich ausgesetzt, haben sich nicht nur der semantischen, sondern auch der wirkenden Facette der Sprache zugetraut. Sie haben sich gemeinsam auf das doppelte Vermögen der Sprache eingelassen, was „[...] das Phänomen des Bedeutens als Ereignis gleichsam in deren Mitte erst entstehen lässt.“⁹¹ Das spezifische Zusammenwirken in der Situation lässt dann spezifische Bedeutung vor Ort allererst entstehen. Der rhythmischen und prosodischen Ausarbeitung des Zitats lässt sich demnach eine Steigerung entnehmen, die immerzu auf die spezifische entstehende Bedeutung vor Ort hinarbeitet. Ob sich das Zitat jedoch in dieser Lesart kulminiert, sei vorerst dahingestellt.

Zunächst gewährt jedoch die Bearbeitung des Zitats ein Erahnen der sozialen Dimension der Stimme. Seine Stimme erheben und das Sprechen bilden vor diesem Hintergrund einen direkten Konnex mit dem Sozialen. „Dann heißt Sprechen buchstäblich »auf der Szene« bzw. »im Sozialen« sein.“⁹² Das Soziale kreist in diesen Zusammenhängen jedoch nicht um ein vorgeschriebenes Skript, auch zeichnet es sich nicht als Funktion von Kommunikation oder Symbolisierungen ab. Entgegen all diesen Annahmen versammelt das Soziale vielmehr Machtverhältnisse, ihre Konflikte, Verletzungen und Einschreibungen, deren Wirkungen in ihrer Gewichtigkeit auf uns einwirken, uns verformen und uns sogar umlenken lassen. Das Soziale wird demnach von Kräfteverhältnissen, Augenblicken und Schwerelinien getragen, „[...] worin sich Sprechen ebenso **austrägt** wie seine Akte darin jedes Mal neu **eingreifen** und Veränderungen zeitigen.“⁹³ Vor diesem Hintergrund gewinnt die Vorstellung zur sprachlichen Szene schärfere Konturen. Doch wird sie profiliert, indem im Rampenlicht einzelne Momente der sprachlichen Szene genauer beleuchtet werden.

⁹⁰ Heidegger 2007¹⁴, 253

⁹¹ Mersch 2004, 502

⁹² Mersch 2010, 226

⁹³ Mersch 2004, 511 (Hervorhebungen in O.)

2.4 Setzung: Zum-Vorschein-Kommen

Der Mund geht auf. Das Augenmerk liegt daher auf der Bühne und bei deren Akteuren, demnach Sprechende und Hörende. Die Eröffnung der sprachlichen Szene bricht mit dem Erklängen der Stimme auf. Der Mund bewegt sich. Es kommt dabei einem injizierenden Moment gleich. Mersch verbindet mit diesem Aufbrechen das Ereignis der Setzung, das mit der Annahme einhergeht, Zeichen in ihrem Vorhandensein nicht vorab anzunehmen. Sie bedürfen der Setzung, die sich in ihrem Aufbruch als Vollzug abzeichnet, der wiederum den performativen Charakter der Setzung selbst hervorhebt. Demnach gewährt das Ineinanderwirken von Performativität, Vollzug und Setzung die Beschreibbarkeit der Hervorbringung von Zeichen. Die Beschreibung findet sodann Eingang über die Materialität des Zeichens, die sich, zurückgedacht auf gesprochene Sprache und Stimme, als paradox abzeichnet. Doch „[...] *jede Setzung geschieht zunächst auf der Ebene der Materialität*“⁹⁴, schreibt Mersch. Damit rückt das geheimnisvolle An- und Entziehen der Stimme ins Interesse, das sich in seiner Materialität zurückhält. Doch darf bezüglich dieses paradoxen Umstandes am Bild des Ziehens der Stimme festgehalten werden, mit dem von ihrer Wirkung auszugehen ist. In der Folge liest sich der **Vollzug** der Setzung nicht nur als Geschehen, sondern auch als ziehendes Moment. Dieses Ziehen wird in der Fachliteratur in nächster Nähe zur Wirkung der Stimme gedacht. Stimme zieht. Stimme wirkt. Die Wirkung entfaltet die Stimme dabei mittels ihrer zeigenden Seite, die sich in ihrem Anspruch unausweichlich, irreversibel, einzigartig und sich der Ordnung widersetzend zeigt. Als Überschuss oder Rest, der sich der Bedeutung entsagt, sich dem Zeichen verwehrt und unsere Kontrolle übersteigt, nimmt er jedoch jene Façon der Stimme ein, die anzieht. Bleibt zu klären, woraus die Stimme die Kraft für den Zug bezieht.

2.4.1 Nicht *was*, sondern *dass*

„*Le discours est l'enjeu des grammaires.*“⁹⁵ Wieder begegnen uns die Worte Henri Meschonnic, wobei dem Zitat nun eine Auslegung widerfährt, die die An-Rede gar als Gegenstand oder Thema sprachlicher Strukturen versteht. *L'enjeu* wird demnach mit dem Gehalt einer grundlegenden Frage, mit einem Thema oder Sachgegenstand selbst

⁹⁴ Mersch 2003, 48

⁹⁵ Meschonnic 1990, 115

inhaltlich verbunden und konnotiert. Um *l'enjeu* in dieser Lesart aufzuspüren, rückt sodann nochmals der Umstand sprachlicher Szenen ins Augemerck, innerhalb derer Handlungen gesetzt werden. Sprechen als Handlung legt sodann unmittelbar den Verweis zum Performativen offen, da mit dem Sprechen etwas Schaffendes und der Prozess des Hervorbringens einhergeht.⁹⁶ John L. Austin, der in diesem Zusammenhang das Wort performativ einführt und prägt, führte in seiner Vorlesung *How to do things with words* erstmals seine Überlegungen aus, wie Äußerungen neue Sachverhalte hervorbringen können. So argumentiert er, dass das Aussprechen von Sätzen oder gar einzelner Wörter, einen verändernden Eingriff in die Welt zur Folge hat. Als stützendes Moment dieser Annahme wird hierfür unter anderem das Beispiel der Trauung eines Ehepaars angeführt, die mit dem Satz »Hiermit erkläre ich Sie zu Mann und Frau« wirklichkeitskonstituierende und –verändernde Konsequenzen mit sich bringt. Somit werden mit dem Akt des Sprechens performativ Tatsachen gesetzt. Diese grob und überblicksartig angeführte Schilderung des Ineinandergreifens von Sprache als „[...] *handlungssetzende Macht*“⁹⁷ und Performativität kann dabei als gedankliches Scharnier dienen, Sprache in ihrem doppelten, sagend-semiotischen und zeigend-wirkenden, Vermögen wieder zu erkennen. Das Verhältnis, das dabei mit der Präposition **als** zwischen Sprache und Handlung eingeschleift wird, zeichnet sich nach Mersch jedoch als irreführende Gleichsetzung ab. In dieser Gleichsetzung läuft man Gefahr, Performativität einseitig entlang eines Handlungscharakters zu lesen, was zur naheliegenden Annahme führen könnte, die Performativität sich erschöpfend in der Praxis oder Handlung zu erkennen. Nun lässt sich Performativität nicht ohne Praxis denken, wohl wird jedoch in einem einseitig ausgerichteten Verständnis die vollziehende und vollbringende Seite der Performativität verkannt, die „[...] *das Ereignis ihres Vollzugs und der Vollzug als Ereignis*“⁹⁸ selbst hervorhebt. Akzentuiert wird damit nichts anderes, als

„[...] die **Faktizität des Aktes** selbst, die Notwendigkeit seiner Aus- und Aufführung – der Umstand, dass Praktiken nicht nur eine Relation nach »Innen« - der Rationalität oder Irrationalität von Gründen, Motiven, Anlässen oder Absichten – aufweisen, sondern ebenso eine Außenseite besitzen, eine Beziehung zu **Wirksamkeit und Präsenz**.“⁹⁹

⁹⁶ vgl. Fischer-Lichte 2004, 31ff.

⁹⁷ Mersch 2004, 508

⁹⁸ Mersch 2010, 227

⁹⁹ Mersch 2010, 227

Um zu verdeutlichen, was der Denker Mersch in aller Dichte in sein Zitat packt, wird auf die Bildlichkeit des Theaters zurückgegriffen, von der ausgehend die oben stehenden Worte Konturen gewinnen können. Festhaltend am Beispiel einer nicht zufriedenstellenden Theateraufführung, ringt das Zitat mit der Tatsache, dass es eine Enttäuschung birgt, wenn das, **was** gespielt wird, nicht gefällt. Noch enttäuschender und ärgerlicher dürfte sich jedoch der Umstand gestalten, wenn nicht einmal gewährleistet ist, **dass** gespielt wird. Was in den wachgerufenen Assoziationen einer enttäuschenden oder abgesagten Theateraufführung erahnbar wird, ist in erster Linie eine Verschiebung des Blickwinkels. Bevor überhaupt etwas diskutiert, befragt, analysiert oder interpretiert werden kann, muss dem die Tatsache ‚voraussetzen‘, **dass** überhaupt geschieht. Es muss sich allererst etwas ereignen, damit die Frage nach dem **was**, dem *Quid*, im Fragehorizont auftauchen und im Bezug zu etwas andocken kann. In dieser Gangart, in der das *Quod* (**dass**) dem *Quid* (**was**) »zuvorkommt«, untersucht Mersch unter anderem das Zum-Vorschein-Kommen der Sprache, das sich im Sprechen ereignet. Mersch betrachtet, vor dem Hintergrund der Performativität, unser Sprechen als Handlung, was die Möglichkeit gewährt, das oben angeführte Zitat im Zusammenhang mit Sprache zu lesen. Unser Sprechen weist demnach nicht nur semantische Bezüge auf, aus denen sich Rationalität, Irrationalität, Motive, Gründe, Absichten und Anlässe herleiten lassen, sondern auch, in der Relation nach außen, Bezüge zu Wirksamkeit und Präsenz. Angesprochen wird damit das bereits bekannte doppelte Vermögen der Sprache. Doch wagt sich Mersch einen Schritt weiter, indem er die Faktizität des Aktes, das Geschehen selbst, auf der Ebene der Materialität eröffnet und diese sich mit „[...] **Momenten des Ereignens selbst** – dem **Augenblick** einer Vollbringung, des jeweiligen **Zum-Vorschein-Kommens** einer Handlung und seiner Beziehungen zu Wahrnehmung und **Aisthesis**, zu Unwiederholbarkeit und Singularität“¹⁰⁰ verbindet. Der zeigenden Ausrichtung kann jedoch vor dem Hintergrund des bisherigen Textverlaufes nicht gänzlich eine bloße Gewichtung auf das Symbolische zugrunde gelegt werden. Mit dem Fokus auf dem Geschehen beziehungsweise der Tatsache, **dass** geschieht, geht in erster Linie das Interesse der Auszeichnung von Momenten des Ereignens selbst einher. Um dieser Auszeichnung auf der Spur zu bleiben, arbeitet Mersch mit dem gedanklichen Konstrukt der Setzung, das nun um den Gedanken der Notwendigkeit ihrer selbst, also der Dringlichkeit, **dass** sie geschieht, verquickt wird. Die Setzung, die den Augenblick des Hervorbringens beziehungsweise des Zum-Vorschein-Kommens markiert, verbindet

¹⁰⁰ Mersch 2010, 227 (Hervorhebungen in O.)

sich im Lichte der Faktizität des Aktes mit einer Notwendigkeit, die sich unablässig ereignen muss, bevor das *Quid* zum Zuge kommt. Das Ereignis der Setzung bringt damit etwas hervor oder etwas in die Ankunft und ist in dieser Façon durchwegs affirmativ und positiv zu deuten. Um Missverständnissen vorzubeugen, gemahnt die Setzung im Zuge dessen nicht an eine Ur-Teilung, die im Denken einerseits eine Identifizierung und andererseits eine in der Negation wurzelnde Scheidung impliziert. Diese Setzung würde sich schon wieder auf das **was** ausrichten und damit in zu großen Schritten das Ereignis selbst verfehlen. Die Setzung, die sich des Ereignisses jedoch annimmt, bringt etwas zum Scheinen und in seine Ankunft. In erster Linie evoziert die Setzung daher eine Präsenz, an der nicht die Zeichen-Setzung vorrangig ist, sondern die Beachtung gilt der Faktizität des Aktes selbst, seiner Aufführung und der Notwendigkeit, **dass** Setzung allererst geschieht. „*Anders ausgedrückt: Die performative Setzung bedeutet zunächst und zu allererst eine Existenzsetzung.*“¹⁰¹

Die Thematik entwickelt an dieser Stelle eine Sogwirkung, die in ihrer ziehenden Kraft nach unten ein Engegefühl in der Tiefe vermitteln kann. Dieses Engegefühl, das mit der Vorstellung der Unbeweglichkeit einhergeht, wird für mich dadurch spürbar, **dass** unablässig geschehen muss. Beklemmend macht sich dadurch eine nötigende Mächtigkeit breit, die im Müssen den Blick auf nur eine einzige Möglichkeit und auf das unausweichlich Unumgängliche verhärtet. Es muss geschehen. Immerzu drängen sich sodann Bilder der Unbeweglichkeit und der Verhärtung auf, die nunmehr das Eine fokussieren und tolerieren. Keine Qual der Wahl mehr. Es muss geschehen. Damit wohnt dem Gedanken eine Gewalt inne, mit der schlussendlich das gedankliche Gebilde Gefahr läuft, hart wie Stein zu werden. Erstickt womöglich der Gedanke gar an seiner Schwere selbst? Im Anschluss daran ist man geradezu verleitet, Möglichkeiten ausfindig zu machen, dem notwendigen Geschehen, dem **dass**, zu entweichen. Verweigern, ignorieren, umschiffen, sich entsagen? Doch eigentlich ist der Gedanke im Zusammenhang der Stimme bereits bekannt: Roland Barthes hatte ihn bereits treffend formuliert: „*Es gibt keine menschliche Stimme auf der Welt, die nicht Objekt des Begehrens wäre – oder des Abscheus.*“¹⁰² Wir können Stimmen nicht entweichen. Sie müssen gehört werden, woraufhin sie unweigerlich unsere Reaktion einfordern. Damit ist schon geschehen. Unabhängig davon, ob unsere Antwort hörbar oder als wortlose

¹⁰¹ Mersch 2010, 72

¹⁰² Barthes 1990, 280

Reaktion ausfällt – wir wurden bereits in die Existenz gerufen. Was jedoch die Suche nach einer möglichen Umschiffung des **dass** dennoch beschreibt, ist eine Erfahrung, die bereits jede und jeder erlebt haben dürfte. Das Ausbleiben einer Reaktion, eines Zeichens oder einer erhofften Antwort kann mitunter genauso verhängnisvoll, schmerzhaft, beklemmend, verletzend und prägend sein wie eine verlaubliche Resonanz. Die Enthaltung einer Antwort provoziert dabei ein stechend aufsteigendes Gefühl, was abermals betont, dass sich Sprache nicht allein im Gesprochenen erschöpft. Sie umschließt ebenso Szenen des Schweigens, der Stille und Ruhe genauso wie Gesten, Leibkörperlichkeit und Leere. Sprache wird daher nicht nur von Mitteilungen dominiert. „*Entsprechend bezeichnet Sprache auch kein isolierbares Phänomen.*“¹⁰³ Doch richtet sich unser Interesse auf die verlaubliche Sprache, die mittels der Stimme auf Gehör und Leibkörper trifft. Zu große Schritte würden an dieser Stelle abermals unser Augenmerk ablenken. Man wäre leicht verleitet, die Phänomenalität der Stimme zu übergehen. Worauf es also an-kommt? Nicht was, sondern **dass**. Nicht die Bedeutungs- oder Bezeichnungsfunktion der Sprache ist bei ihrem Hervortreten vordergründig, sondern das performative Ereignis der Setzung selbst und mit ihr die Tatsache, **dass** überhaupt geschieht. In diesem flüchtig vergänglichen Augenblick, in dem die Stimme auf der Schwelle vom Leibkörper hin zu noch nicht ganz artikulierter Sprache ist, entfaltet die geheimnisvolle Materialität der Stimme ihre Wirkung. Ihr flüchtiges Er- und Verklingen bindet Sprache dabei an Leibkörper, Einzigartigkeit, Klang und Präsenz, wobei das Hervortreten der Sprache in diesem Zusammenhang einem irreversiblen, widerfahrenden Ereignis gleichkommt. Dieses verliert sich zusehens mit fortschreitender Artikulation, der unsere Hörgewohnheiten stets wohlgesinnt sind.

Die Verschiebung des Blickwinkels vom **was** hin auf das **dass** eröffnet somit erst den Blick auf die Phänomenalität der Stimme. Mit dem Fokus auf dem Ereignis verlagert sich nun die Gewichtung: Die Stimme ist nicht nur Instrument der Zeichenproduktion und Artikulation, sondern auch Ereignis mit Wirkung, das in die performative Setzung wesentlich involviert ist. Dies impliziert in der Folge nichts anderes, als **dass** Zeichen performiert, aufgeführt, vorgeführt, dargeboten oder gesetzt werden müssen.¹⁰⁴ Erst durch dieses Ereignis werden Zeichen **als** Zeichen wahrnehmbar und funktionstüchtig, was wiederum den Weg für die Annahme ebnet, dass es Zeichen „[...] *nur kraft der*

¹⁰³ Mersch 2004, 511

¹⁰⁴ vgl. Mersch 2004, 513

*Performativität ihrer Setzung [...]“¹⁰⁵ gibt. Die Performativität „[...] **kommt der Aussage oder Bedeutung als Ereignis ihrer Existenz stets schon ‚zuvor‘.**“¹⁰⁶ Der Performativität, die das Geschehen, Passieren, den Fortgang und das Ereignis akzentuiert, kommt daher im Zusammenhang von Zeichenprozessen und folglich auch der Stimme eine tragende Rolle zu. Sogar so tragend, dass das Ereignis als tonangebender Gegenstand aufgegriffen und interpretiert werden kann. „*Le discours est l’enjeu des grammaires.*“¹⁰⁷ Allererst muss die Anrede geschehen, bevor sprachliche Strukturen ihre Anwendung finden können. Das **dass**, die Faktizität des Aktes, zieht demnach mehr und mehr unser Interesse auf sich. Das nächste Kapitel ist daher ein Versuch, über das flüchtig ephemere Ereignis des **dass**, das seine Anwesenheit in einer Abwesenheit bekundet, nachzusinnen und sich darauf einzulassen.*

2.4.2 Riss, Spalt, Schwelle

Ein Einlassen auf das flüchtige Ereignis ist ein geradezu hinkendes Vorhaben. Das bewusste Herbeiführen seiner selbst ist ein hoffnungsloses Unterfangen, da es sich einer Kontrolle oder Steuerung entsagt. Schlussendlich ist es mit jedem vollzogenen Schriftzug, mit jedem geschriebenen Letter, mit jedem verlautbarten Buchstaben bereits geschehen und zugleich entzogen. Das, was zieht, ist im Gezogenen nicht mehr da. Dieser merkwürdige Gedanke hat während der Auseinandersetzung und Bearbeitung der Thematik Zeit in Anspruch genommen. Ein Einlassen auf das Paradox im herkömmlichen Sinne blieb mir dabei in meiner Bearbeitung verwehrt, da das Ereignis ständig verrückt und sich verläuft. Kaum glaubt man es erfasst zu haben, ist es bereits entwischt. Es gleicht dem Zulaufen auf den Horizont, den man in seinem Bestehen wahrnimmt, jedoch nicht endgültig fassen kann. Zugang und Anknüpfungspunkte zum Ereignis können daher nicht freiweg angenommen werden, jedoch lässt es sich indirekt durch die gedankliche Figur eines Risses, einer Schwelle oder eines Spalts markieren, aus dessen Mitte das Ereignis als absolute Präsenz, als Geschehen selbst hervorbricht.¹⁰⁸ Umgedacht auf Sprache findet dieser merkwürdige und etwas mysteriöse Umstand im folgenden Zitat Heideggers Ausdruck:

¹⁰⁵ Mersch 2010, 228 (Hervorhebungen in O.)

¹⁰⁶ Mersch 2010, 228 (Hervorhebungen in O.)

¹⁰⁷ Meschonnic 1990, 115

¹⁰⁸ vgl. Mersch 2000, 399

„Das Regende im Zeigen der Sage ist das Eignen.“¹⁰⁹

Das Zitat wird der Leserschaft vorausgeschickt und damit in den Raum geworfen.

Das Ereignis geschieht in der paradoxen Zeitlichkeit von An- und Entzug. Diese Zeitlichkeit stellt eine gedankliche Herausforderung dar, doch bleibt die Kraft des Zuges und damit die Einschleifung einer Bewegung. In dieser Gangart findet sich eine Überlagerung mit Heideggers Zitat: ***„Das Regende im Zeigen der Sage ist das Eignen.“¹¹⁰*** Es findet sich eine Bewegung im Sinne eines Regenden. Diesem Regenden kommt maßgeblich Bedeutung zu, da Heidegger es im Zitat in die Position des Subjekts erhebt. Doch welches Regende könnte sich im Zusammenhang mit Sprache ausfindig machen lassen? Vielleicht mag es ein eigenwilliger Zug sein, doch wer sich mit etwas beschäftigt, was nicht sichtbar ist und sich in seiner Zeitlichkeit nicht einholen lässt, der fängt möglicherweise bei sich selbst an. Das Regende, demnach das, was sich beim Sprechen bewegt, wäre folglich in erster Instanz unser Leibkörper. Spezifischer müssten der Bauchraum, seine Bewegungen während des Sprechens, alle Organe, Hohlräume, Fasern, der Mund und die Bewegungen der Atmung herangezogen werden, um das Regende in seinem Umfang erahnen zu können. Und faszinierenderweise findet sich in der Beschäftigung mit dem Leibkörper und der Stimme ein interessanter Konnex, der der paradoxen Zeitlichkeit von An- und Entzug eine mögliche Bildlichkeit verleiht. Angesprochen werden damit vorwiegend das Zwerchfell und die reflektorische Atmung, die das federnde und präzise Loslassen des letzten Vokals oder Konsonanten eines Wortes oder einer Wortgruppe meint. Die dazu nötige und verbrauchte Atemluft wird innerhalb von nur 0,2 Sekunden reflektorisch und selbstregulierend ergänzt. Noch schwindelerregender wird die Schnelligkeit von An- und Entzug, wenn man dem Arbeiten der Stimmlippen während des Sprechens in einem Zeitraum von einer halben Stunde Beachtung schenkt: 360 000 bis 420 000 Berührungen, die im Kehlkopf einer Frau mittlerer Stimmlage unbemerkt vor sich gehen. Die Regungen und Bewegungen des Leibkörpers beim Sprechen, vor diesem Hintergrund gelesen, hinterlassen Eindruck und so scheint es wenig verwunderlich, dass Heidegger die folgenden Gedanken anregt:

„Es darf auch keineswegs die Meinung aufkommen, als wollten wir die stimmliche Verlautbarung, die eine leibliche Erscheinung ist, als das bloß Sinnliche an der Sprache herabwürdigen zugunsten dessen, was man den

¹⁰⁹ Heidegger 2007¹⁴, 258 (Hervorhebungen in O.)

¹¹⁰ Heidegger 2007¹⁴, 258 (Hervorhebungen in O.)

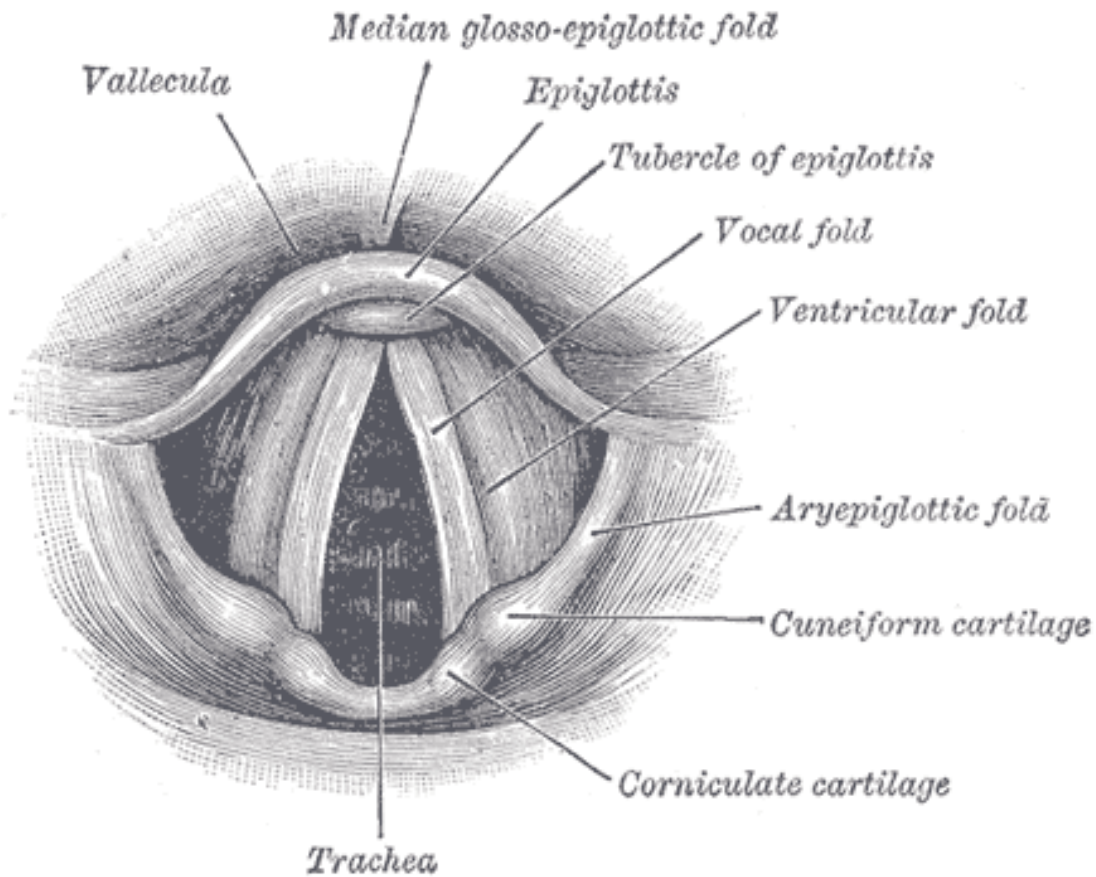
Bedeutungs- und Sinngehalt des Gesprochenen nennt und als das Geistige, den Geist der Sprache würdigt. Viel eher gilt es zu bedenken, ob in den angeführten Vorstellungsweisen des Baugerüsts das Leibhafte der Sprache, Laut- und Schriftzug, zureichend erfahren wird.“¹¹¹

Das Regende kann folglich mit einem sehr originären Gehalt aufgeladen werden, indem die Regungen und Bewegungen des Leibkörpers beim Sprechen herangezogen werden. Doch das alleinige Verhaften in Zahlen, Daten und Messungen der Leistungen des Leibkörpers beim Sprechen würden in diesen Zusammenhängen vielleicht von einer Vermessenheit zeugen. Die Stimme entstammt den Regungen des leibkörperlichen Raumes und trägt sich selbst als Raum aus. Sie bricht aus ihm hervor. Mit diesem Hervorbrechen, das Mensch auch als Setzung denkt, gelangt die Stimme in ihr sagendes und zeigendes Vermögen. Doch beginnt jede Setzung auf der Ebene der Materialität und damit mit der zeigenden Ausrichtung. Diese Gangart findet sich auch bei Heidegger, indem er das Regende im Zeigen ortet, was wiederum in den Besitz der Sage gestellt wird. Zu wem gehört das Regende im Zeigen? Wessen Bewegung ist es? Es ist jene der Sage, die Heidegger mit dem folgenden Paradoxon umschreibt: „*Die Sage läßt sich in keine Aussage einfangen.*“¹¹² Und an dieser Stelle findet sich nun eine mögliche gedankliche Brücke, wenn nicht gar eine Verzahnung zur Thematik der Stimme. Gleichsam, so wie sich die Sage der Aussage verweigert, ist die Stimme „*das Verschwiegene im Gesagten.*“¹¹³ Sie ist da und dagewesen, gleichsam wie der paradoxe An- und Entzug, und schleift damit einen Reibepunkt ein, der unsere geläufige Auffassung von Kontinuität und Einholbarkeit wund werden lässt. Der Reibepunkt wird dabei in der Fachliteratur als Spalt, Riss oder Schwelle gedacht, was der Stimme in vielerlei Hinsicht zugute kommt. Auch wenn die Stimme nicht auf ein einzelnes Organ zurückgeführt werden kann, lässt sich mit Hilfe medizinischer Verfahren die gedankliche Figur eines Risses oder Spalts, der in seinen Regungen gibt und schließt, an- und entzieht, wahrhaftig im Leibkörper in den Konturen der Stimmlippen wiedererkennen.

¹¹¹ Heidegger 2007¹⁴, 204

¹¹² Heidegger 2007¹⁴, 266

¹¹³ Waldenfels 2000, 384



Die Stimmlippen¹¹⁴

Nun wäre es töricht, ausschließlich auf die leibkörperlichen Gegebenheiten zu setzen. Doch vom Punkte der Leibkörperlichkeit aus durchlaufen wird klar ersichtlich, dass Stimme einem Spalt, Riss oder Schwellenphänomen¹¹⁵ gleichkommt, das den ‚Schnittpunkt‘ von Leibkörper und Sprache, von Anklang hin zur Artikulation, von sich zum Anderen hin bildet. So ist der nächste Gedankengang wenig verwunderlich, wonach die Stimme „*sinnlich und sinnhaft; Soma und Semantik, aisthesis und logos*“¹¹⁶ gleichermaßen ist. Stimme versammelt. Doch umgekehrt bedeutet dies auch, dass sich ein Riss zwischen Materialität und Bedeutung erstreckt, dessen Kluft unüberwindbare Tiefen mit sich bringt. Der Riss zwischen Materialität und Bedeutung bewirkt das doppelte Vermögen der Sprache, das anhand des Begriffspaares Zeigen und Sagen bereits erarbeitet wurde. Nun wird das Ausmaß der Tiefe zwischen dem Begriffspaar erahnbar: Was sich beim Sprechen zeigt, kann nicht gesagt werden und umgekehrt, was gesagt wird, kann nicht gezeigt werden. Doch während der sagenden

¹¹⁴ vgl. <http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Datei:Gray956.png&filetimestamp=20050729045950> am 23.04.2010

¹¹⁵ vgl. Kolesch 2004, 19ff.

¹¹⁶ Kolesch/ Krämer 2006, 12 (Hervorhebungen in O.)

Seite in den letzten Jahren viel Aufmerksamkeit zukam, driftete das Zeigen zunehmend ins Abseits. Was nun das Zitat Heideggers aus dem Jahre 1959 reizvoll macht, ist sein Interesse am Regenden im Zeigen der Sage. Es spricht damit, wenn auch nicht explizit, ein Kernproblem an, indem es auf den folgenden Gedanken reflektiert: Ein gesprochener Satz, der **über** etwas spricht, spricht nicht mit, **wie** er spricht. Folglich verhüllen Symbolisierungen ihre Darstellungsprozesse beziehungsweise ihre Medialität. Anders ausgedrückt besitzt das Zeichen zwar einen Körper, von dem es im Bezeichnungsprozess Gebrauch macht, doch wird dieser nicht mitsigniert. Sagen und Zeigen werden deswegen von einer unüberbrückbaren Kluft getrennt, die die Deckung des Begriffspaares vehement verwehrt. Was sich zeigt, was nicht gesagt werden kann? Zum Beispiel ein prosodisch überraschender Akzent, lautliche Nuancierungen wie Härte, Zärte, Zögern, Stottern, Stammeln, Verstummen, Arhythmie, unverhoffte Sprechpausen, befremdliche Tonlagen, sarkastisch-ironische Untertöne, eine inadäquate Modulation oder die Lautstärke des Gesprochenen und nicht zuletzt Stimmungen, Verstimmungen und Gestimmtheit.¹¹⁷ Die Möglichkeiten und die Bandbreite der Nuancierungen scheinen dabei nahezu endlos vielfältig. Jedoch ist die uneinholbare Kluft zwischen Sagen und Zeigen nicht unbekannt. Sie deutete sich bereits in der Notwendigkeit der Faktizität des Aktes gegenüber dem *Quid* an. Zeichen müssen allererst performiert werden, bevor sie als Zeichen zirkulieren und wahrgenommen werden können. Nichts anderes ist in Bezug auf die Stimme die Vorgängigkeit des Zeigens gegenüber dem Sagen beziehungsweise die Verspätung des Sagens gegenüber dem Zeigen. Dieser Spalt oder Riss in der Zeitlichkeit wirkt einer Selbsteinholung oder einer Deckung des Begriffspaares stets entgegen. Doch wird vor dem Hintergrund der aufgelisteten Beispiele des zeigenden Vermögens deutlich, dass dem Zeigen eine eigene Kraft zukommt.¹¹⁸ Diese Kraft soll nach Mersch in Anlehnung an die paradoxe Materialität der Stimme gedacht werden, die sich uns entsagt und dennoch wirkt. Dieses Wirken kann in nächster Nähe zur oben genannten Kraft gelesen werden, die uns in manch Situation ganz schön in Unsicherheit oder Beklemmnis versetzen kann. Etwa dann, wenn das Zeigen der sagenden Seite in ihrer Ausrichtung auf Bedeutung und Sinn diametral entgegensteht. Der Riss zwischen Materialität und Bedeutung wird dabei erahn- und spürbar. Von diesem Beispiel ausgehend lässt sich sodann das „[...] *Spiel*

¹¹⁷ vgl. Wiethölter 2008, 29

¹¹⁸ vgl. Mersch 2010, 142

von *Präsenz und Sinn*“¹¹⁹ ableiten, das durch das zeigende und sagende Vermögen der Sprache erst entfaltet wird. Dieser Entfaltung entsprechend konfrontiert uns die sagende Ausrichtung der Stimme mit bedeutenden Worten. Doch wie die Bedeutung gedeutet werden kann, bindet sich unmittelbar an das zeigende Vermögen der Stimme und deren einzigartige, irreversible Präsenz. Bedeutung wird folglich performiert, was unmittelbar den Konnex zu einem bereits genannten Zitat offenlegt: *Miteinandersprechen heißt: zusammen von etwas sagen, einander solches zeigen, was das Angesprochene im Besprochenen besagt, was es von sich her zum Scheinen bringt.*“¹²⁰ Das Zitat Heideggers verdeutlicht, dass aus dem Riss zwischen Präsenz und Sinn, zwischen Sagen und Zeigen Bedeutung allererst in Erscheinung tritt. Das wiederholte Lesen des Zitats vor dem erarbeiteten Textverlauf bewirkt nun einen weiteren Einblick: Das Zum-Vorschein-Kommen von Bedeutung ist ein performatives Ereignis, das aufs Engste mit dem zeigenden Vermögen der Stimme einhergeht. Der Fokus richtet sich daher auf das Ereignis.

„Das Regende im Zeigen der Sage ist das Eignen.“¹²¹ Wieder begegnet uns das Zitat Heideggers, wobei es dieses Mal von hinten aufgerollt wird. Das Interesse richtet sich folglich auf das Eignen, das der Denker in seinem weiteren Textverlauf mit den folgenden Worten beschreibt: *„Das erbringende Eignen, das die Sage als die Zeige in ihrem Zeigen regt, heiße das Ereignen.“*¹²² Klammert man dabei mit einer etwas rohen Geste den Relativsatz aus dem Zitat aus, so tritt das erbringende Eignen vereinfachend, jedoch klar ersichtlich, als das Ereignen hervor. Das Zitat richtet sich sodann auf das Ereignen, wobei die Kraft, die Wirkung und die Regung in Relation zum Ereignen gestellt werden. Mehr noch: Zwischen dem Regenden und dem Ereignen wird mit dem kurzen Wort *ist* gar eine Gleichsetzung eingeschleift. Diese Gleichsetzung erlaubt in der Folge ein Anknüpfen an eine in der Diplomarbeit bereits behandelte Stelle: Die paradoxe Materialität der Stimme, die in der geheimnisvollen Bewegung des Ent- und Anzugs zieht und damit Wirkung ausübt. Ein Herantasten an das regende Ereignis ist daher über die Materialität der Stimme anzunehmen, wobei die Materialität der Stimme vordergründig keine Stofflichkeit anspricht, sondern vielmehr etwas, was wirkt und

¹¹⁹ Mersch 2010, 142

¹²⁰ Heidegger 2007¹⁴, 253

¹²¹ Heidegger 2007¹⁴, 258 (Hervorhebungen in O.)

¹²² Heidegger 2007¹⁴, 258

„[...] *sich von dort her ereignet.*“¹²³ Wir lassen die eigentümliche Formulierung vorerst stehen, da sie im nächsten Kapitel Gegenstand ausführlicherer Bearbeitung sein wird. Vorerst konzentriert sich das Interesse auf das Ereignis des Zum-Vorscheinkommens von Zeichen und deren Materialität beziehungsweise deren Wirkung. In diesem Zusammenhang kommt ein bereits bearbeiteter Umstand nochmals zum Zug, der in der geheimnisvollen Materialität einen Überschuss nahelegt, der sich in kein Zeichen verpacken lässt. Als Rest, Residuum oder Unerfülltes bleibt er zurück. Kein Abdruck, keine Spur, kein Verweis ist ihm zu entnehmen, sondern einzigartige, einmalige, irreversible Präsenz. Was bleibt nun auf der Kehrseite des Zeichens? Was dürfen wir auf der unbekannten Seite des Zeichens annehmen?

Folgen wir Mersch, so stoßen wir mit dieser gewagten Frage auf eine Materialität, die wirkt. Der Zeitmodus kommt dabei einem minimal kurzen Augenblick gleich, der in seiner Wirkung nicht als Etwas erscheint, sondern in seiner Wirkung uneinholbar auf die Aufführung seiner selbst verweist. In dieser Gangart kommt nicht nur das, was gesagt wird zum Zuge, sondern auch das Ungesagte zieht Interesse auf sich. In diesem Sinne lässt sich wiederum das Sagen und Zeigen erkennen, deren Verschiedenheit, Spannung und Gegensatz allererst eine Interaktion ermöglicht. Die naheliegende Annahme einer Verschmelzung der beiden innerhalb einer Interaktion wäre jedoch ein verlockender Trugschluss. **„Das Sprechen ist durch Differenz gekennzeichnet, nicht durch Identität.“**¹²⁴ Die Kluft zwischen Sagen und Zeigen bleibt daher unüberwindbar und prägt sich in dieser Charakteristik in die Rede ein. Gewissermaßen gleicht sie einem Chiasmus, der das Zeigen anders bedeuten lässt als das Sagen. So verfährt das Sagen diskursiv, unterscheidend und der Logik folgend, während sich das Zeigen gegensätzlich einem logischen Zugang verwehrt. Damit taucht mit dem Zeigen etwas auf, gelangt in seine Ankunft, ohne selbst Teil der Rede auszumachen. Es ist zwangsläufig mit und in der Rede da, ohne in irgendeiner Weise auf das Sagen zurückgeführt werden zu können. Die Tiefe der Kluft zwischen Sagen und Zeigen bewirkt ihre Verschiedenartigkeit und Unvereinbarkeit, die Hand in Hand mit der Irreduzibilität des **dass** auf das **was** einhergeht. Was aus diesem eigenartigen Umstand resultieren kann? Indem mit Hilfe des performativen Blickwinkels Sprechakte wirklichkeitskonstituierende und -verändernde Momente darstellen, verleiht das

¹²³ Mersch 2003, 42 (Hervorhebungen in O.)

¹²⁴ Westphal 2002, 77 (Hervorhebungen in O.)

Performative der Sprache Existenz. Unser Sprechen kommt einer performativen Existenzsetzung gleich, wobei sich die Kluft zwischen Sagen und Zeigen in unserem Sprechen immer schon eingeschliffen hat. Ein untilgbares Auseinanderklaffen ist in unserem Sprechen anwesend, dessen Schließung stets verwehrt bleibt. Was aus dieser Unvereinbarkeit von Sagen und Zeigen resultiert, ist die Irreduzibilität der Existenz allein auf Sinn. Das Zeigen funkt in all seiner Intensität dazwischen. Mit anderen Worten:

*„Indem wir den **Raum der Sprache** betreten, indem wir über etwas sprechen, Klassifikationen vornehmen oder Unterscheidungen treffen, performieren wir die Sprache, verleihen wir ihr eine **Ex-sistenz**, ein **Ankommen**, dessen **Ereignis** auf keine Weise im Reden und seinen Bedeutungen aufgeht oder von einem Sinn aufgenommen werden kann.“¹²⁵*

Eigentümlich trifft das Zitat einen empfindlichen Nerv, indem es eine Grenze des Sagens aufzeigt. Diese Grenze zieht sich entlang der Gegebenheit auf, die die Art und Weise, wie ein Satz spricht, niemals im Akt des Sprechens selbst mitgeteilt wissen will. Die Art und Weise, die zu Tage spricht, trägt sich performativ aus, ereignet sich, vollzieht sich und entzieht sich während des diskursiven Sagens selbst. Das Performative, das das Ereignis fokussiert, verweist dann auf ein in der Sprache Unsagbares. Quer zur Rede, zum Diskurs oder zur Kommunikation sticht somit etwas ein, das im Entzug bleibt, sich wohl aber stets mitzeigt. Die Bewegung von An- und Entzug macht sich an dieser Stelle wieder und wieder bemerkbar: Die Art und Weise, wie ein Satz spricht kann in den Momenten des Sprechens nicht artikuliert werden. Sie zeigt und entzieht sich. Das damit wundersame Ereignis kommt dabei einem Auftauchen gleich, das an Performanz, Setzung und deren Materialität gebunden bleibt. Zeigen, entziehen, anziehen, beziehen, vollziehen – **„Die Sprache gründet in diesem Entzug.“**¹²⁶ Der Akt der Performanz beziehungsweise das Ereignis der Sprache entzieht sich, wobei die Quelle des Entzuges eine Alterität ist.¹²⁷ Auf diese Weise verschleiert die Rede, was sie tut, und vereitelt damit jede Definition ihrer Performativität, da sie mittels ihres zeigenden Vermögens Rückstände einbehält, die jegliche Möglichkeit zu erfüllenden Erläuterungen bezüglich ihrer selbst vermissen lässt. An diesem Umstand fand ich in der Auseinandersetzung zur Thematik nach und nach mehr und mehr Gefallen, da er, aus dem unverfügbaren Rückstand resultierend, den verlockenden

¹²⁵ Mersch 2010, 244 (Hervorhebungen in O.)

¹²⁶ Mersch 2010, 244 (Hervorhebungen in O.)

¹²⁷ vgl. Mersch 2010, 244

Wunsch vereitelt, alles voneinander wissen zu können. Aus dieser Sicht wird auch deutlich, dass der Rückstand mit keinem Mangel zu assoziieren ist. Vielmehr schafft er Differenz, zieht an, weckt unsere Reaktion und bezeugt damit den Zug des Anderen, der unausweichlich zum Antworten auffordert. Es ist dies das Regende, das im Zeigen wiedererkannt werden kann. Es ist die Performanz der Sprache, die Aufführung ihrer selbst, die sich im Sprechen wohl zeigt, sich aber durchwegs entzieht. „**Das Regende im Zeigen der Sage ist das Eignen.**“¹²⁸ Eine mögliche Lesart des Zitats wurde mit dem bisherigen Gang der Arbeit offengelegt.

Nun ‚gründet‘ die Sprache im Entzug, der uns unweigerlich anzieht. Eigenwillig führt uns der Entzug der Sprache damit in eine vage und unbestimmte Gegend, die in den oben stehenden Zeilen mit Alterität in Zusammenhang gebracht wurde. Wohin des Weges? Der Zug des Anderen zieht. Doch wohin bleibt vorerst ungewiss. Fremd und unbestimmt ist die Gegend, die dennoch die uneinholbare Voraussetzung unserer Kommunikation bildet. Vorweggenommen heißt dann Sprechen Antworten.

2.5 Zusammenfassung des Kapitels

Entlang des Zitats Henri Meschonnic wurde das doppelte Vermögen der Sprache von Zeigen und Sagen, Vollzug und Struktur skizziert, wobei die französische Fassung des Zitats den Aspekt des Spiels für den weiteren Verlauf des Kapitels freigab. Das Spiel in seiner freigebenden Charakteristik erlaubte sodann eine Lockerung der gegenwärtig dominant diskutierten sagenden Ausrichtung der Sprache und eine Fokussierung der sich der Ordnung und Struktur sperrenden zeigenden. Ausgehend vom Spiel wurde deduktiv, vom Spielraum über die Aufführung hin zur sprachlichen Szene, das performative Ereignis der Setzung erarbeitet, das das Zum-Vorschein-Kommen der Sprache fokussiert. Der Lichtkegel im Theater leuchtet folglich immer kleiner und kleiner werdende Gegebenheiten aus, bis hin zum Umstand, wonach sich Setzungen auf der Ebene der Materialität eröffnen. Nun zählt in Momenten der Setzungen nicht nur die Materialität in ihrer Wirkung, sondern es muss gewährleistet sein, **dass** geschieht. Dieser Augenblick geht mit der Materialität der Stimme Hand in Hand, da der stimmliche Anspruch die sprachliche Szene eröffnet und damit in seiner

¹²⁸ Heidegger 2007¹⁴, 258 (Hervorhebungen in O.)

Unausweichlichkeit gewährleistet, **dass** geschieht. Sprache kommt so in der performativen Perspektive in ihre Ankunft, kurzum in ihre Existenz. Dass diese Existenz stets von der tiefen Kluft zwischen Sagen und Zeigen durchflutet wird, macht den tiefen Riss zwischen Materialität und Bedeutung aus. Das Spiel zwischen Sinn und Präsenz ist damit eröffnet. Doch der Riss zieht tiefe Furchen. So tief, dass Sprechen entgegen all vermuteter Identität durch Differenz gekennzeichnet ist, so tief, dass diese Kluft ihren Wind durch jedes Zeichen in seinem sagenden und uneinholbar zeigenden Vermögen wehen lässt, so tief, dass die sinngebende Sprache hartnäckige Andersheiten oder Exterioritäten in sich birgt, die sich dem Rahmen des Zeichens entziehen. Dass diese sich dem Zeichen entziehende Andersheit jedoch in der Ausarbeitung des Sinns ihre Wirkung mächtig einfließen lässt, ihn besetzt, unterbricht oder gar vereitelt, dürfte bereits jede und jeder erfahren haben. Damit ist das Ereignis der Sprache in seinem Regenden des An- und Entzugs grob umrissen, was zugleich den Übergang zur Alterität beziehungsweise zu einer Andersheit und damit zum nächsten Kapitel ermöglicht.

3 Die Sprache spricht¹²⁹

Wenn vor dem Hintergrund des zweiten Kapitels das Ereignis der Sprache in der Bewegung von An- und Entzug gedacht wird, scheint an der Sprache in erster Linie nicht so sehr ihre Strukturalität, sondern ihre Praxis relevant. Aus dieser Perspektive geschieht beziehungsweise ereignet sich ein Satz, ein Wort, ein flüchtig aufblitzender Laut nur ein einziges, aktuelles Mal. Jeder Satz und jedes Wort bilden daher in ihrem Ereignen eine singuläre Totalität, die umgekehrt jeder Äußerung eine absolute Einzigartigkeit zukommen lässt. In diesem zunächst schimmernden Gedanken birgt sich eine Gewichtigkeit, die der gesamten Thematik zur Stimme eine Schwere auferlegt. Das Tragen dieser Schwere fällt von Zeit zu Zeit erdrückend ins Gewicht, mal beenzt sie und ein ander Mal scheint sie annehmbarer, wenn das Entstehen von Sinn und Bedeutung als situationsgebundenes Ereignis gedacht wird. Die Belastung dieser These wird dabei für das Lesepublikum spürbar, indem bedacht wird, dass mit einer absoluten Einzigartigkeit das kommunikativ verbindend Gedachte in der Sprache auf dem Spiel steht.

¹²⁹ Heidegger 2007¹⁴, 12

3.1 Fallen: Sprache und Besitz

Satz für Satz beziehungsweise Äußerung für Äußerung als Ereignis zu denken bedeutet zugleich die Intentionalität des Subjektes gegenüber der Sprache als fragwürdig scheinen zu lassen. Damit wird Sprache als Besitz oder als dem Menschen zur Verfügung stehendes Mittel verdächtig. Ausgangspunkt dieser Annahme bildet die absolute Einzigartigkeit, die sich mit jeder Äußerung verbindet. Dieser Gedanke rührt vom Versuch, jeden Satz, gar jedes gesprochene Wort in seiner situationsgebundenen Hervorbringung in Einzigartigkeit zu denken. Die Praxis des Sprechens, die damit einhergehende Leibkörperlichkeit und das Melodische der Sprache betonend, tritt in dieser Einzigartigkeit abermals die wundersame Materialität der Stimme hervor, die uns in ihrer angehenden Wirkung mit einer sich dem Zeichen entsagenden, subversiven Unkontrollierbarkeit konfrontiert. Diese Unkontrollierbarkeit der mittels der Stimme verlautbarten Sprache

*„[...] präsentiert sich uns nicht als ein Gemachtes oder Machbares; wir halten ihre Möglichkeit nicht in der Hand; sie unterliegt nicht vollständig unserem freien Willen, vielmehr bildet sie einen **zuvorkommenden** Kontext. Daraus folgt auch: Die Sprache kommt dem Sprechersubjekt schon zuvor.“¹³⁰*

Das Zitat verweist auf Aspekte in der gesprochenen Sprache, die zwar durch den Menschen hervorgebracht werden, doch stehen sie ihm nicht willentlich zur Verfügung. Mersch's strapazierende Worte entreißen damit dem Menschen die Position, aus der heraus er sich am Ursprung der Rede erkennt.

Vergleichbares liest sich auch beim späten Heidegger, der provokant und tautologisch schreibt: „*Indes die **Sprache** spricht.*“¹³¹ Vielleicht holpern und stolpern die geschriebenen Worte zunächst durch unseren Kopf. Sie verwehren sich auf den ersten Blick einer sinnvollen Zuordnung. Doch indem der Denker einen möglichen Sinn des Geschriebenen lähmt, wertet er dadurch das Ereignis des Zum-Vorscheinkommens der Sprache selbst auf. Er vereitelt seinem Leser rückhaltlos die häufig im Vordergrund stehende sagende, sinnproduzierende Ausrichtung der Sprache und verweist im erschwerten Erschließen der Tautologie auf deren zeigende Kraft. In diesem Vorgehen wirft er seinen Leser auf das Sinnliche der Sprache zurück und drängt ihn, ihm Beachtung und Wahrnehmung zu schenken. Die Tautologie lässt sich demnach in einem

¹³⁰ Mersch 2010, 79 (Hervorhebungen in O.)

¹³¹ Heidegger 2007¹⁴, 254 (Hervorhebungen in O.)

zweckgebundenen Lichte interpretieren: Sie erfüllt den Zweck, den Fokus vom Sinn und von der Bedeutung der Sprache abzurücken und in diesem akzentuiert sie das Ereignis der Sprache, ihr Zum-Vorscheinkommen und Auftauchen selbst. In dieser Gangart legt das Lesen der Tautologie zudem Nachdruck auf die Praxis und Tätigkeit des Sprechens und damit auf unsere Wahrnehmung, die Aisthesis. „*Indes die **Sprache** spricht*“¹³², schreibt Heidegger, und ergänzend appelliert Westphal: „*Stimmen müssen gehört werden.*“¹³³ Alle Sinne gespitzt, nehmen wir sodann die Fachkundigen beim Wort und lesen das Zitat „*Indes die **Sprache** spricht*“¹³⁴ laut vor uns her. Schließlich stellt der geschriebene Text kein stummes Gebilde dar. Im Schriftbild beziehen sich Schrift und Stimme aufeinander¹³⁵, sodass die Befassung mit Stimmen auch das Schreiben über Stimmen angeht, „[...] welches sich idealerweise wohl weniger als ein Schreiben **über** sie, denn als ein Schreiben **mit und in** ihnen vollziehen sollte.“¹³⁶ Vielleicht drängt sich sodann beim lauten Lesen der Tautologie eine befremdliche Empfindung auf, sodass der Lesefluss unterbricht und stockt. Möglicherweise übt das Verlautbaren der Passage Verwunderung, womöglich gar Empörung, aus. All diese Anstrengung beim lauten Lesen: Luft holen, konzentrieren, modulieren, Muskeln bewegen, Bauch bewegen, Mund bewegen, sich selbst hören, artikulieren, mitdenken und kontextualisieren - um dann provozierend eine sinnlose Tautologie hören und spüren zu müssen. Vielleicht stellt sich schlussendlich gar beim Leser der Eindruck ein, im Dickicht der heideggerschen Gedankengänge nun endgültig den roten Faden verloren zu haben. Beinahe barsch bringt der Denker damit seine geduldige Leserschaft an Grenzen, die ein logisch vernünftiges Procedere beengen, wenn nicht gar verwehren. Gewagt drängt sich damit die Vermutung auf, dass nach Heidegger der Sprache in ihrer Objektivierbarkeit nur unzureichend beizukommen ist. Mehr noch - „*Indes die **Sprache** spricht*“¹³⁷, schreibt er und unterbricht mit seinem tautologischen Satz unseren Lese- und Gedankenfluss. In dieser Gangart legt Heidegger an dieser Stelle taktisch einen Bruch an und bringt dabei, vielleicht mit etwas Schadenfreude und Witz, seine Leserschaft mittels seiner eigens gewählten Formulierung ins Wanken. Beinahe stolpert man im Lese- und Gedankenfluss über die Sprache, die spricht, wobei im Vorgang des Stolperns uns die unkoordinierten Bewegungen des Fallens und die Ungewissheit über

¹³² Heidegger 2007¹⁴, 254 (Hervorhebungen in O.)

¹³³ Westphal 2001, 52

¹³⁴ Heidegger 2007¹⁴, 254 (Hervorhebungen in O.)

¹³⁵ vgl. Mackrodt 2008, 215ff.

¹³⁶ Kolesch 2009, 20 (Hervorhebungen in O.)

¹³⁷ Heidegger 2007¹⁴, 254 (Hervorhebungen in O.)

den Aufprall zu Kopfe steigen könnten. Schroff bringt der Denker seinen Leser zu Fall, schickt ihn in eine Ungewissheit und spielt dabei mit seiner Orientierungslosigkeit, seinem Beklemmen, seiner Unkontrollierbarkeit und Verletzlichkeit und geleitet in dieser Verwundbarkeit in die Möglichkeit der Einsicht, dass Sprache „[...] dem Sprechersubjekt schon zuvor [...]“¹³⁸ kommt. Dem Leser wird waghalsig der Boden unter den Füßen entrissen. Für einen kurzen Augenblick hängt er damit in der Luft, weiß nicht, wie ihm geschieht, und fürchtet in der Unkontrollierbarkeit des Fallens die Ungewissheit des Aufpralls. Die Figur des Fallens, die aus dieser Sicht mit dem Lesen der heideggerschen Tautologie losgetreten wird, bietet dabei an dieser empfindsamen Stelle viele Impulse, Assoziationen und Bildlichkeiten, die sich dem Leser als Stütze zur Erschließung des Textes erweisen könnten. So können die heideggerschen Gedankengänge in seinem Aufsatz *Der Weg zur Sprache* derart begangen werden, wonach nicht wir Sprache in der Hand halten, sondern Sprache hält uns. Und so schreibt der Philosoph:

*„Weil wir Menschen, um die zu sein, die wir sind, in das Sprachwesen eingelassen bleiben und daher niemals aus ihm heraustreten können, um es noch von anderswoher zu umblicken, erblicken wir das Sprachwesen stets nur insoweit, als wir von ihm selbst angeblickt, in es vereignet sind.“*¹³⁹

Die Figur des Fallens evoziert dabei vielerlei inhaltliche Parallelen zu einer möglichen Lesart des Zitats. So versinnbildlicht der Fall einen Moment des Kontrollverlusts und deplatziert in diesem den sich souverän denkenden Menschen. Aus seinem eigenen Fallen heraustreten, es von außen zu betrachten, scheint ohne Mittel der Technik genauso unmöglich wie das Umblicken des Sprachwesens. Analog dazu könnte man den Gedankengang entwickeln, der das Eingelassensein des Menschen im Sprachwesen erkennt. Die wenigen Blicke, die wir in der Bewegung des Fallens erhaschen, sind hastig und bedingt, genauso wie unser Blickfeld auf Sprache verengt und begrenzt ist. Sprache birgt folglich blinde Flecken, subversive Augenblicke und damit Momente der Unkontrollierbarkeit, die nicht im Vermögen des Menschen walten. Zudem lassen sich die Empfindungen zur Ungewissheit über den Aufprall des Fallens auf das Eingelassensein des Menschen ins Sprachwesen übertragen. So können wir Sprache, wie auch den Ausgang des Fallens, nicht zur Gänze vorabsehen, wissen oder kennen. Und in dieser Analogie kann die Chance liegen, etwas Anderes, Fremdes, eine Alterität

¹³⁸ Mersch 2010, 79

¹³⁹ Heidegger 2007¹⁴, 266

oder Andersheit zu erahnen und zu ersinnen, die im Entzug von einem Undarstellbaren herrühren, doch sprechen sie ständig mit, schreiben sich mit, schreiben sich ein und könnten wohl dabei im Entzug beinahe das Auftauchen selbst ansprechen.

3.2 Sinnhaft

Bemerkenswert bleibt dabei, dass sich das Lesen der Tautologie „*Indes die **Sprache** spricht*“¹⁴⁰ und deren wachgerufene Empfindungen und Erfahrungen beim Lesen sich mit dem inhaltlich Geschriebenen sinnvoll ergänzen. So könnte der Bruch, den die Tautologie im Lese- und Gedankenfluss verursacht, einen Riss, Spalt oder eine unüberbrückbare Kluft markieren, die in der Bearbeitung der Thematik bereits Anklang und Beachtung fand. Die Vermutung, dass Heidegger gar bewusst mit einer Tautologie arbeitet, die in ihrer oberflächlich provozierenden Sinnlosigkeit und in ihrem erschwerten Nachvollziehen die Tiefe und Unüberbrückbarkeit der Kluft erahnen lässt, findet dadurch mehr und mehr Anklang. Wohl aber, und dem dürfte besonderes Augenmerk zukommen, provoziert die Tautologie ein Auftauchen beziehungsweise etwas Befremdliches im Prozess des Lesens, das sich sperrt und sich quer zum logischen Gedankenfluss einlagert.

Warum also noch das Zitat bei all dieser Provokation laut vor sich herlesen? „*Indes die **Sprache** spricht*.“¹⁴¹ Die Ratlosigkeit, die der Denker mit seiner Tautologie dabei in uns auslöst, berührt einen bereits im vorangegangenen Kapitel erarbeiteten Gedanken: Nicht **was**, sondern **dass**. Da das **was** gewissermaßen gelähmt wurde, wendet sich Heidegger dem **dass** der Sprache zu. Behutsam bewegt er damit sein Lesepublikum in die Nähe einer Reformulierung einer sprachlichen „[...] *'Vorstruktur'*, *die keine hermeneutische ist, sondern eine phänomenale*.“¹⁴² Aus dieser Sicht kann die Tautologie als Kritik an einer festgefahrenen Idee von Bedeutung angedacht werden. In Frage gestellt wird dabei „*Bedeutung als etwas, das von anderer und wichtigerer Natur ist, als das Medium ihrer Mitteilung selbst*.“¹⁴³ Zu Tage tritt demnach mit dem lauten Lesen das Medium selbst, in dem sich die Kommunikation vollzieht. Nicht umsonst wählt

¹⁴⁰ Heidegger 2007¹⁴, 254 (Hervorhebungen in O.)

¹⁴¹ Heidegger 2007¹⁴, 254 (Hervorhebungen in O.)

¹⁴² Mersch 2010, 248 (Hervorhebungen in O.)

¹⁴³ Lagaay 2004, 294

Heidegger in seinem Vortrag eine klanglich durch Alliteration zu Ohren steigende Tautologie. Damit hebt er das Medium selbst hervor. In diesem kurzen Satz vertont er Sprache auf ungewöhnliche Art und Weise und akzentuiert damit das Medium gesprochener Sprache in klanglicher Markanz und spielt damit auf die leibkörperliche, klangliche und stimmliche Dynamik gesprochener Rede an. Doch pointiert das laute Lesen der Passage nicht nur die letztgenannten Facetten, sondern zudem die Natur des Gegenstandes selbst. Die Praxis des Sprechens betonend, wird erahnbar, dass das Gesagte seiner sprachlichen Struktur nach wiederholbar bleibt, während sich Leibkörper und Stimme in ihrer zeigenden Façon entziehen. Die Stimme stellt ihrem Wesen nach etwas Ungreifbares dar, das in der Bewegung und im Fluss niemals stehen bleibt. Sie festzuhalten käme einem Trugschluss gleich, da sie sich in der Zeit im Modus des sich ständigen Veränderns zeigt. Im Augenblick ihres Auftauchens ist sie auch schon wieder entwischt. Doch trotz ihrer Flüchtigkeit vermag die Stimme auf die Leibkörperlichkeit ihres Trägers zu verweisen und bezeugt damit „[...] *eine konkrete, körperliche und zeitliche Existenz*“¹⁴⁴ Doch „*sie muss nicht eingesetzt werden – solange sie nicht geäußert wird, bleibt sie potenziell.*“¹⁴⁵ Und aus dieser Perspektive kulminiert das laute Lesen der Tautologie in einer möglichen Pointe: Indem ihr Stimme verliehen wird, löst sich ihre vordergründig provozierende Sinnlosigkeit in einem konkreten leibkörperlichen und zeitlichen Verweis auf Existenz auf. Sie wird damit sinnhaft.

3.3 Existenz, Ekstase, Ex-istenz, Aus-sich-selbst-herausstehen

Indem den Worten Stimme verliehen wird, gelangt nicht nur Sinn und Bedeutung in ihre Ankunft, sondern auch Sinnliches. Gesprochene Sprache erringt mittels Stimme ihre Existenz einerseits, und andererseits verweist das Erklingen der Stimme auf eine leibkörperliche und zeitliche Existenz. Der Begriff der Existenz hat damit in den beschriebenen Zusammenhängen zweierlei Gesichter, die sich jedoch zu einer Gemeinsamkeit finden. Wendet man sich dabei der Herkunft des Wortes Existenz zu, so lässt sich der Verweis auf das Verb *existere* nachweisen, das im wortwörtlichen Sinne ein Heraus- oder Hervortreten anspricht. Mersch arbeitet auch mit den Verben des Hervorstehens oder –stechens, das er in Verbindung mit einem „*Aus-sich-*

¹⁴⁴ Lagaay 2004, 295

¹⁴⁵ Lagaay 2004, 302 (Hervorhebungen in. O.)

Herausstehenden“¹⁴⁶ denkt. Die Assoziationen, die das Herausstehen dabei auslösen, lassen sich vielfältig auf den Begriff der Existenz umlegen, um ihn in schärferen Konturen zu denken. So gelangt mit der dem Leibkörper entspringenden Stimme Sprache in ihre Ankunft beziehungsweise in ihre Existenz, die sich jedoch nicht allein in Sinn und Bedeutung erschöpft. Dementsprechend drängt mit der Stimme auch der in ihr enthaltene unfügliche, sperrige Rest in seine Anwesenheit, der sich der Semantizität entsagt. In aller Konsequenz gegnet sodann durch die Stimme in der Rede und damit in der Sprache etwas Fremdes beziehungsweise eine undarstellbare Andersheit. Um im Bilde zu bleiben: Wir betreten den Raum der Sprache, indem wir sprechend Unterscheidungen treffen, über etwas reden oder Einordnungen vornehmen. Quer dazu jedoch verschafft sich Sprache Performanz, die in ihren Darstellungsweisen der Sprache erst Existenz verleiht. Dafür bedarf es jedoch des Ereignisses der Setzung, das dem **dass** gegenüber dem **was** augenblickliche Vorzeitigkeit gewährt. Dementsprechend muss die Stimme mit und aus dem Leibkörper zuallererst hervortreten, aus ihm herausstechen, um dem **was** der Sprache Existenz und Konturen verleihen zu können. Das Aufbrechen der Sprache nimmt damit in aller Konsequenz mit dem **dass** seinen Anlauf, doch „vom »Dass« erscheint allein ein Abwesen, ein Nicht; es bleibt in seiner Fülle absent.“¹⁴⁷ In aller Konsequenz gegnet uns dann eine „[...] Abwesenheit *in praesentia*“¹⁴⁸, die sich in aller Andersheit nicht einholen lässt. Sie sticht heraus, tritt aus dem Sinn hervor. Doch kann diese herausstechende Andersheit eine Neugier und ein Staunen bewirken, das das Fragen zum Ereignis des Aufbrechens der Sprache radikalisiert. Gewissermaßen konzentriert sich das Suchen darauf, das Ereignis selbst zum Vorschein kommen zu lassen. Doch die Hoffnungen, die der vorangegangene Satz weckt, verlaufen sich in Illusionen, da das Ereignis des Aufbruchs fassen zu wollen zugleich heißt, es zwangsläufig zu verfehlen. Mersch geht in Anlehnung an Lyotard gar weiter und zitiert ihn in seinen Überlegungen: „Das Ereignis der Sprache erfassen heißt, **es zu zerstören**.“¹⁴⁹ Die Sprache birgt folglich ein Mysterium, das das Rätsel ihrer Gegebenheit verschleiert und undurchsichtig macht. So entzieht sich das **dass** der Sprache, alsbald der Versuch unternommen wird, es sprechend zu fassen beziehungsweise einzuengen. Es steht außen vor. In dieser Gangart treibt die Neugier jedoch geradezu nach dem Woher, dem Warum oder dem Weshalb der Sprache zu

¹⁴⁶ Mersch 2010, 88

¹⁴⁷ Mersch 2010, 85

¹⁴⁸ Mersch 2010, 85 (Hervorhebungen in O.)

¹⁴⁹ Lyotard 1997, 49 (Hervorhebungen in O.)

fragen. Doch den Menschen nicht mehr am Ursprung der Rede verortet, lassen sich diese Fragen nicht mehr ohne weiteres tilgen. So geleiten sie in einer bestimmten Auffassung von Sprachphilosophie zu einem absolut Anderen in der Sprache, das von einem Undarstellbaren herrührt. Fremd entzieht es sich unserer Vernunft, sodass der Gedanke an eine Andersheit beziehungsweise an eine Alterität animiert wird. Für die Thematik der Stimme gewinnt diese Andersheit insofern an Brisanz, als sie laut Denkern wie Heidegger, Lyotard und Mersch nicht im **was** der Sprache rührt, sondern im **dass** und damit in der Existenz der Rede.

Da das **dass** nun aber in seiner Dichte, seiner Flüchtigkeit und Plötzlichkeit und seiner Intensität logische Argumentationen und unsere Vernünftigkeit außer Gefecht setzt, gemahnt es daran „[...] die Rede an die Erfahrung einer sich entziehenden Gegenwart zu binden.“¹⁵⁰ Abermals drängt sich aus dieser Sicht sodann das Zitat Heideggers auf: „Indes die **Sprache** spricht.“¹⁵¹ Die Sprache in den Rang des Subjektes gehoben, ist es sie, die spricht. Die Befremdung, die die sperrige Tautologie an dieser Stelle ausübt, kann dabei auf achtsamem Weg den Leser zur Einsicht führen, dass uns etwas in der Sprache fremd bleibt, dass wir etwas von ihr nicht wissen oder kennen können. Aus dieser Sicht führt uns die Tautologie vor, kann uns nahelegen, unser logisches Vorgehen für kurze Zeit zugunsten unserer Erfahrung und Empfindung beim Lesen von Sprache hintenanzustellen. Da sich die Tautologie in der ersten Begegnung mit großer Wahrscheinlichkeit von einem Sinn abschirmen wird, lädt sie die Leserschaft in ihrer befremdlichen Wirkung geradezu dazu ein, dem Ereignis des Auftauchens der Sprache selbst sinnlich eine Chance einzuräumen. Dieses Auftauchen zeigt sich in einer phänomenalen, sinnlichen Struktur, die in ihrer Uneinholbarkeit und Andersheit das Zum-Vorscheinkommen der Sprache als ein Entgegenkommen im Sinne einer Gebung eines Anderen gedacht werden kann. Um den Bezug zur Thematik der menschlichen Stimme zu bewahren, birgt der zeigende, unkontrollierbare Rest, der sich der Semantizität der Sprache entsagt, die angesprochene Anders- und Fremdheit. Er lässt uns Sprache entgegenen. Dabei gelangt die Sprache zum Menschen, ohne ihre Gegebenheit selbst zu offenbaren. Aus dieser Perspektive repräsentiert sich Sprache sodann als in sich gebrochen, von einer Andersheit durchzogen, die in ihrem trennenden Riss eine zur Deckung bringende Identität verwehrt. Damit versammelt die Andersheit

¹⁵⁰ Mersch 2006, 216

¹⁵¹ Heidegger 2007¹⁴, 254 (Hervorhebungen in O.)

eine Nichtartikulierbarkeit, eine Undarstellbarkeit beziehungsweise ein „[...] *Nicht-Hermeneutisches*.“¹⁵² Naheliegend wäre es daher, die Andersheit an einen Ort der Negativität oder der Negation zu verdrängen. Doch betonen gerade Fachkundige, die sich im thematischen Feld der Stimme bewegen, die affirmative Kraft der Andersheit. So wird argumentiert, dass die chronische Entzogenheit, die die Assoziation zur Negativität auslöst, „[...] *nicht allein im Negativen zu belassen ist, sondern, als ein **Widerständiges**, zu denken ist, das gerade deswegen nicht geleugnet werden kann, weil ihm eine eigene Kraft zukommt.*“¹⁵³ Diese Kraft kann und wird unter anderem im Zusammenhang der menschlichen Stimme diskutiert, wobei sich vorerst ihre angesprochene Widerständigkeit wie eine permanente Andersheit in gesprochene Sprache einschreibt. Insofern graviert sie sich in unsere Bedeutungen und Praxen des Sprechens als ein Unfügliches ein, das sich in seiner Wirkung unvorhersehbar zeigt. Es sticht sozusagen aus unseren gewählten und angestrebten Worten heraus. Es ex-istiert. Zwar schreibt es sich merklich in den Sinn der Worte ein, doch bleibt uns sein Erfassen und Einholen verwehrt. Es zeigt sich damit weder artikulier- noch darstellbar. Vielmehr tritt es uns entgegen, geht uns in seiner Einzigartigkeit an und lässt uns re-agieren. Damit spürt sich ein Weg, der die zur Existenz gebrachte, widerständige Andersheit nicht in einer Negation verharren lassen kann. Deswegen schreibt Mersch in seinem oben genannten Zitat in kräftiger Wortwahl von der Unmöglichkeit das Widerständige zu leugnen. Es ex-istiert, tritt hervor, sticht hervor, zeigt dadurch Wirkung und greift ein.

Fesselnd wächst dabei die Neugier, wie die besagte widerständige Andersheit in der Fachliteratur gedacht wird. Dazu werden gegenwärtig vorwiegend im Bereich des Performativen Wege verfolgt, die die Andersheit unsagbar im Sinnlichen platziert. Das Nichtartikulierbare, das Widerständige und seine Andersheit werden daher erstaunlicherweise im Vertrautesten und zugleich Fremdesten verortet: im Sinnlichen.¹⁵⁴ Die Andersheit im Sinnlichen ist dabei nicht in ihrer Unartikulierbarkeit und in ihrem Entzug ausschlaggebend, sondern in ihrer Ankunft. So strömen an dieser Stelle einige in der vorliegenden Arbeit bereits behandelte Aspekte zusammen: Der Bezug zwischen dem behandelten Begriffspaar zeigen und sagen, zwischen dem **dass** und **was**, zwischen Soma und Semantik verfeinert sich. Er ist derart gekennzeichnet, dass zwischen dem

¹⁵² Mersch 2010, 26

¹⁵³ Mersch 2010, 14 (Hervorhebungen in O.)

¹⁵⁴ vgl. Mersch 2010, 70ff.

Zeigen, dem **dass**, dem sinnlichen Soma und seiner Andersheit einerseits und dem Sagen, dem **was** und der Semantik andererseits ein tiefer, trennender Riss waltet. So reißt der Riss die Sprache entzwei, kennzeichnet sie durch Differenz und Gebrochenheit. Doch sollte auch bedacht werden, dass der trennende Riss das sinnlich Zeigende der Sprache erst hervortreten lässt und es damit erst bestreitbar macht. In dieser Gangart gelangt die Leserschaft sodann auch an die Weggabelung, an der sich die Wege Derridas von denen vieler zeitgenössischer WissenschaftlerInnen, tätig im Themenfeld der Stimme, nun trennen. So wird gegenwärtig ein Weg eingeschlagen, der gesprochene Sprache, ihre zeigend-sinnliche Kraft, „[...] in ihrer ganzen körperlichen und klanglichen, d.h. auch **musikalischen**, Dimension zur Geltung zu bringen und phänomenologisch zu interpretieren“¹⁵⁵ versucht. Dies impliziert zugleich eine Sensibilisierung für die Art und Weise, wie die Stimme aktiv zur Ausprägung von Sinn mitarbeitet. Präziser beobachtet wird dabei der Versuch einer Annäherung unternommen, wie Stimme Sinn generiert, ihn zugleich kommentiert, unterminiert oder gar verändert. Jedoch dürfen Sinn und Bedeutung in ihrem Bestehen nicht einfach angenommen werden. Zeichen bedürfen, wie bereits angeführt, der Setzung, wobei die leibkörperlichen und stimmlichen Gegebenheiten dazu in der gesprochenen Sprache die Voraus-setzung bilden. Ein entscheidendes, gegenwärtiges Anliegen in Bezug auf Sprache dreht sich daher um die Aufwertung der sinnlich-somatischen, phänomenalen Anteile der Sprache gegenüber der häufigen Privilegierung des Sinns. In diesen Zusammenhängen findet abermals in seiner Wichtigkeit ein bereits genanntes Zitat abermals Anklang. Gegenwärtig belaufen sich die Erforschungen gesprochener Rede auf die Bestrebungen einer „[...] Reformulierung einer ‚Vorstruktur‘, die keine hermeneutische ist, **sondern eine phänomenale**.“¹⁵⁶ Erst dadurch gewinnt die Stimme in ihrer Phänomenalität für gegenwärtige, sprachphilosophische Überlegungen an Brisanz. Dieses Phänomenale wird dabei als Nichtsprachliches gedacht, von dem unser Sprechen her aufbricht und geschieht. Das Phänomenale der Stimme prägt sich im Er- und Verklingen zur medial verkörperten Form gesprochener Sprache aus. Bevor sie sich mit Bedeutung auflädt, zeigt sie sich flüchtigst und phänomenal als Klang oder Laut, der, abgetrennt vom Leibkörper, sich in seinem Auftauchen als nichtrepräsentierbar, unkontrollierbar, uneinholbar, kurzum als anders und fremd erweist.

¹⁵⁵ Lagaay 2004, 299 (Hervorhebungen in O.)

¹⁵⁶ Mersch 2010, 248 (Hervorhebungen in O.)

Doch die Stimme, durch die unsere Worte Anklang finden, zeigt und entzieht sich, ehe sie in ihrer Zielstrebigkeit Bedeutung erlangt. Mersch schreibt hierzu: „*Die Stimme geht dabei insoweit dem Sprechen voraus, als sie jene nicht einholbare Bedingung darstellt, die der Kommunikation zuvorkommt.*“¹⁵⁷ Darum verkörpert sie die Ankunft beziehungsweise das Auftauchen der Sprache, das plötzlich und unvorhersehbar aus dem Ungewissen über uns hereinbricht. Doch muss die Stimme nicht eingesetzt werden. „*Solange sie **nicht** geäußert wird, bleibt sie **potenziell**.*“¹⁵⁸ Deswegen sind auch nicht ihre Nichtzeichenhaftigkeit und Undarstellbarkeit vordergründig, sondern ihr Geschehen und die Tatsache, **dass** Sprache in der Folge in ihre Ankunft und damit in ihre Existenz gelangt.

Das Erscheinen des Erscheinens der Sprache nimmt die Konturen einer Ankunft oder eines Entgegenkommenden an. Dabei geschieht das Auftauchen der Sprache plötzlich und unvorhersehbar im Modus des Sichzeigens. Doch drängt sich an dieser Stelle die Frage auf, welcher Art die Stimme ausgestattet zu sein scheint, damit sie Sprache in ihre Ankunft zu bringen vermag. So kann abermals auf den Begriff der Existenz recurriert werden. Stimme bringt gesprochene Sprache zur Existenz. Selbst tritt sie in ihrem zeigenden Unfüglichen hervor, das flüchtigst, er- und verklingend hervorsteht. Zur Existenz gebracht, entspringt diesem augenblicklichen Moment des Sichzeigens eine Ekstasis oder eine Aura, die „[...] *sich von dort her ereignet.*“¹⁵⁹ Überspitzt könnte man formulieren, der aufblitzende, stimmliche Augenblick des Aufbruchs versetzt uns in eine Verzückung oder in einen rauschhaften Zustand. Dementsprechend wird auch einsehbar, dass Stimme umgehend und im nächst möglichen Verhältnis zur Aisthesis, den „[...] *fluiden Schwellenort der Erscheinungen*“¹⁶⁰, gedacht wird. Unsere Sinne ansprechend, kommt ihr Auftauchen einer mächtigen Wirkung gleich, die nicht offenlegt, was eine Handlung sein oder bedeuten könnte. Vielmehr induziert das Zum-Vorscheinkommen der Sprache Effekte, die sich in den Sinn unentwegt eingravieren und ihn dadurch nicht mehr einzig mit austauschbaren, immateriellen Zeichen ausstattet. Der immateriellen Flüchtigkeit des Sinns wird dadurch Gewicht verliehen. Um den roten Faden nicht aus dem Auge zu verlieren: Die Stimme verleiht dem Spiel der Immaterialität des Sinns Gewicht, indem sie ihn mit Einzigartigkeit und

¹⁵⁷ Mersch 2006, 215

¹⁵⁸ Lagaay 2004, 302 (Hervorhebungen in O.)

¹⁵⁹ Mersch 2003, 42

¹⁶⁰ Wiethölter 2008, 15

Irreversibilität in ihrer Wirkung beschwert. Die Praxis des Sprechens betonend, gibt es sodann „[...] einen Satz ‚auf einmal‘ [...], nur ein einziges aktuelles ‚Mal‘.“¹⁶¹ Diesen Umstand vor Augen haltend, geht der plötzlich ekstatische Augenblick des Zum-Vorscheinkommens von Sprache mit einem Außer-sich-sein, mit einem Aus-sich-selbst-Herausstehenden, einher, das an eine Ekstase erinnert. Demzufolge werden in den gegenwärtigen sprachphilosophischen Überlegungen zur Stimme andere Wege beschritten als jene, die Derrida vorschlug. So hält er fest:

„Nie kann ein Zeichen ein Ereignis sein, wenn Ereignis etwas unersetzlich und irreversibel Empirisches sein soll. Ein nur »einmal« vorkommendes Zeichen wäre keins. [...] Denn ein Signifikat (überhaupt) muß in seiner Form trotz aller ihn modifizierenden Unterschiedlichkeit seines empirischen Auftretens stets wiederzuerkennen sein. Er muß derselbe bleiben und als derselbe immer wiederholt werden können, trotz der Deformationen und durch sie hindurch, die das, was man empirisches Ereignis nennt, ihm notwendigerweise zufügt.“¹⁶²

Beziehend auf die Worte Derridas, bildet die Stimme in ihrer Wirkung beziehungsweise in ihrer Phänomenalität einen blinden Fleck. Gewissermaßen entspringt die durch die Stimme verkörperte Rede dem Schweigen als ihrer Setzung. Trägt man an diese Beobachtung die Frage heran, was uns dabei angeht und uns unausweichlich auf das Gehörte reagieren lässt, so bietet sich sehr naheliegend die irreversible, einzigartige, ekstatische Phänomenalität der Stimme an. So induziert die Stimme, indem sie sich zeigt, eine Einzigartigkeit, die in ihrer Setzung ihr Ungeschehenmachen und ihre Irreversibilität verwehrt. Mehr noch: Indem Stimme ekstatisch, irreversibel und plötzlich über uns hereinbricht, ereignet sie gewissermaßen ein Hier und Jetzt.¹⁶³ Sie induziert eine einzigartige Gegenwärtigkeit, die zwangsläufig im Bemühen um ihr Einholen stets nur verfehlt werden kann. Die Stimme wird daher in engstem Bezug zur Unumkehrbarkeit der Zeit und in ihrem Eingreifen in zeitliche Geschehnisse gedacht und erforscht. So kann ihr Wirkungspotenzial auch dahingehend interpretiert werden, dass sie „[...] nicht nur gehorsam entspricht, sondern selbständig tut; mit anderen

¹⁶¹ Lyotard 1989², 227

¹⁶² Derrida 1979, 103

¹⁶³ Zur genaueren Ausführung und Darlegung der existenziellen Begriffe Hier und Jetzt wird auf das vierte Kapitel im Buch *Grundphänomene des menschlichen Daseins* von Eugen Fink verwiesen. Die genaue Ausführung verdichtet die Bezüge, doch würde die erschöpfende Erörterung den Rahmen der Arbeit sprengen. Als Verweis soll hier jedoch erwähnt sein, dass Fink die Zusammenhänge der Raum-Zeit-Begriffe Hier und Jetzt im Spannungsverhältnis zum Tod erarbeitet, wobei das Hier nicht in Parallelität zum Jetzt ausgelegt wird. Allerdings beziehen sich die Begriffe immer auf ein menschliches Dasein, wobei wir unsere Gegenwärtigkeit von einer anderen erst mit und in den Erfahrungsdimensionen des Hier und Jetzt absetzen können. Diese jeweils eigene Gegenwärtigkeit ist sodann nicht nur possessiv, sondern auch demonstrativ, was vor dem Hintergrund der zeigenden Kraft der Stimme auf Resonanz trifft. (vgl. Fink 1979, 64ff.)

Worten: sie gewinnt eine weltverändernde, positiv konnotierte Kraft.“¹⁶⁴ Das Unfügliche der Stimme, das, was im Rücken bleibt und sich beiläufig, aber dennoch kräftig einmischt, grundiert dabei die Setzung der Sprache, ohne sich kontrollieren zu lassen. Dieser Kontrollverlust, der Hand in Hand mit der Materialität der Stimme einhergeht, resultiert aus Momenten der Anders- und Fremdheit, die in der Fachliteratur auch als Alterität beschrieben wird. Unverfügbar sticht diese in ihrem Zeigen aus einem Kontext heraus, bricht oder verschiebt ihn und greift in ihrer Wirkung ins Reale ein, ohne dabei sich selbst preiszugeben. Sie bewegt sich jenseits unserer Souveränität, was impliziert, dass sie uns in ihrem Ereignischarakter widerfährt. Dies macht sich besonders in der Unmöglichkeit eines Vorabsehens ihrer Konsequenzen bemerkbar. Ihren Abdruck in zeitliche Geschehnisse hinterlassend, können wir gleichwohl ihre Wirkung, ihre Konsequenzen nicht kalkulieren. Jeder Kontext ist damit unberechenbar und unausmessbar. **Dass** geschieht, das Ereignen, bewirkt eine unwiderrufliche Transformation. Dabei liegt das, was geschieht, nie in unserer Reichweite oder Macht. **„Unabhängig davon, was jeweils gewollt war oder auch erahnt wurde, statuiert sich ein Ereignis und inskribiert seine Unrevidierbarkeit in den Körper der Geschichte.“**¹⁶⁵ In den gewählten Worten Merschs deutet sich die ethische Brisanz, die Gewichtigkeit, zugleich eine Fragilität, die Unerbittlichkeit, aber auch das Ausgesetztsein einer stimmlichen Äußerung an. Gesprochene Sprache kann damit als Wagnis angenommen werden, wie eine persönliche Erfahrung Roland Barthes unterstreicht:

*„Ich ziehe die Schrift dem gesprochenen Wort bei weitem vor. Das gesprochene Wort bringt mich in Verlegenheit, weil ich immer Angst habe, mich in Szene zu setzen, wenn ich spreche, ich habe Angst vor der Theatralik, ich habe vor dem Angst, was man Hysterie nennt, ich habe, wenn ich spreche, Angst, mich zu augenzwinkerndem Einverständnis [...], zu mehr oder weniger selbstgefälligen Verführungskünsten hinreißen zu lassen.“*¹⁶⁶

Mit Barthes' aufrichtigen Worten drängen sich möglicherweise eigens gemachte Erfahrungen und Beobachtungen beim Sprechen in uns auf. Vielleicht erzielt damit die Unkontrollierbarkeit, aber auch Unerbittlichkeit gesprochener Sprache mehr Klarheit und Bemühen um Verständnis beim Lesepublikum. Mit dem Erheben der eigenen Stimme lenkt man unausweichlich Aufmerksamkeit auf sich, greift damit unumkehrbar ins Geschehen ein. Das Erklingen der Stimme zeigt, dass eine Person da ist. Sie wird

¹⁶⁴ Lagaay 2004, 301

¹⁶⁵ Mersch 2002, 292 (Hervorhebungen in O.)

¹⁶⁶ Barthes 1975, o.S.

sicht-, hör- und spürbar und ist damit nicht mehr unbemerkt im Raum. Aus sich selbst herausstehend, tritt sie sozusagen hervor, wodurch auf ihre konkrete leibkörperliche Existenz im Raum verwiesen wird. Aus dieser Perspektive erschließt sich eine weitere mögliche Lesart des Aus-sich-Herausstehens. Darüber hinaus eröffnet jede stimmliche Äußerung einen Hörraum, der Hörer und Sprecher dazu anhält, sich aufeinander zu beziehen. Die Situation nimmt damit ihren Lauf und erweist sich abermals grundsätzlich als offen und unvorhersehbar. Offen entspringen Bedeutungen und die Entwicklung eines Kontextes erst der Situation und dem gegenwärtigen Zusammenspiel aller Beteiligten. Und auf wundersame Art und Weise laufen im plötzlichen Augenblick der stimmlichen Äußerung Passivität und Aktivität zusammen. Eine Person „[...] *tut etwas, sie unternimmt etwas, sie produziert sich – und ist dadurch gleichzeitig ausgeliefert, ausgesetzt, verwundbar. Sich stimmlich zu äußern bedeutet, ein bestimmtes Risiko einzugehen.*“¹⁶⁷ Dieses Risiko wird spürbar, weil es einiges an Mut kostet, das Wort zu ergreifen. Eine Gespanntheit wird spürbar, da es die Sprache ist, die spricht. Unvorhersehbar und unkontrollierbar kann Stimme in Momenten des Sichzeigens versagen, zusammenbrechen, verraten, verstummen oder erfüllen. Letztlich läuft man gar Gefahr, nicht gehört oder nicht richtig gehört zu werden. In seinem Appellieren wird man in derart empfindsamen Momenten verwundbar. An solch bedrückend stechenden Erfahrungen anlehnend, zeigt sich, dass Sprache nicht nur in einem kommunikativ vermittelnden Sinn angenommen werden kann. Man kann in der häufig verbindend geglaubten Sprache mit jedem Wort einsam und einsamer werden. Das innerliche Ge- und Zerbrechen solcher Augenblicke lässt die Fragilität der Rede, das Ausgesetztsein und das eingegangene Wagnis des stimmlichen Anklangs in besonderer Intensität hervortreten. Das Zum-Vorscheinkommen der Sprache zeigt sich folglich als zartgliedriger und erhabener Augenblick, in dem sich vielerlei Aspekte kulminieren: Auftauchen, Aufbrechen, Leibkörperlichkeit, eingegangenes Wagnis, Unvorhersehbarkeit, Aussetzen, auf Gehör hoffen, Erklingen, Verlauten, Irreversibilität, Widerständigkeit, Andersheit, Aus-sich-selbst-herausstehen, Alterität, Existenz.

Heidegger bringt seine Leserschaft mit seiner Tautologie ins Stocken, womöglich gar zu Fall. Vielleicht stolpert der eine oder andere im Überschneiden der Leseerfahrung mit dem inhaltlich Geschriebenen über die Worte des Denkers. „*Indes die Sprache*

¹⁶⁷ Lagaay 2004, 303 (Hervorhebungen in O.)

spricht.“¹⁶⁸ Plötzlich, ruckartig und unabsehbar ändert sich dadurch mit den unkoordinierten Bewegungen des Fallens gewiss unser Sichtfeld beziehungsweise unsere Perspektive. Den Aufprall des Fallens fürchtend, bleibt uns dabei nur die Akzeptanz der Ungewissheit über den Ausgang. An dieser Erfahrung orientierend arbeitet der Leseprozess in seiner Wirkung an der Ausarbeitung von Sinn und Gehalt der gewählten Worte mit. Das gelesene Ereignis der Sprache mündet in den Sinn und in den Gehalt des Geschriebenen. Es hat Aussagekraft. Die Ungewissheit und Orientierungslosigkeit, die die Tautologie im Leser dabei hinterlässt, kann als Sinnbild für das inhaltlich zu Erschließende fungieren. So wie uns der Fall kurzfristig unsere Souveränität entzieht, so nimmt uns Heidegger in seinen Worten das Besitzdenken in Bezug auf Sprache und verleiht uns dafür ihre Fragilität und Verwundbarkeit, aber auch ihre Offenheit und mächtige Potenzialität. Vor diesem Hintergrund erschließt sich erneut die folgende, feinsinnige Passage:

*„Weil wir Menschen, um die zu sein, die wir sind, in das Sprachwesen eingelassen bleiben und daher niemals aus ihm heraustreten können, um es noch von anderswoher zu umblicken, erblicken wir das Sprachwesen stets nur insoweit, als wir von ihm selbst angeblickt, in es vereignet sind.“*¹⁶⁹

3.4 Das Träge der Veränderung

Sprache wird lebendig in ihrem Gebrauch. Sie wird zur Existenz gebracht, indem sie performiert wird. Sie gelangt zu ihrer Erscheinung und damit zu immer wieder erneuter, einzigartiger, irreversibler Präsenz. Die Phänomenalität der Stimme in ihrem spezifischen Klang, in ihren jeweiligen Regungen und Bewegungen des Leibkörpers und in ihrem situationsgebundenen Erklären gewährt diesen Standpunkt, der zugleich die gänzliche Zeichenhaftigkeit der Stimme konterkariert. Ihre vor Ort erklingende Phrasierung, Rhythmik, Höhe, Tiefe, Härte, Zärte, Kürze oder Länge, kurzum das Spektrum der Prosodie, gelangt einzigartig zur Entfaltung. Böhm schreibt in diesem Zusammenhang: *„In den Äußerungen von jemandem oder von etwas ist die Person in ihrer Leiblichkeit und das Etwas in seiner Dinglichkeit spürbar, weil die stimmliche Äußerung durch den Körper, aus dem sie kommt, charakteristisch geprägt ist.“*¹⁷⁰ Damit steigt uns gesprochene Sprache immer wieder anders, neu, situationsgebunden,

¹⁶⁸ Heidegger 2007¹⁴, 254 (Hervorhebungen in O.)

¹⁶⁹ Heidegger 2007¹⁴, 266

¹⁷⁰ Böhm 2009, 29

unberechenbar und unerwartbar zu Ohren. Etwas provokant könnte man daraus folgern, dass uns Sprache nahezu irrational und sich jeglicher Kausalität entziehend begegnet. Damit gemahnt sie in dieser Façon an eine Alterität.

Andererseits sollte Sprache auch als Trägerin von Sinn und Bedeutung nicht außer Acht gelassen werden. Doch dazu muss Sinn, um zu sein, gesetzt und gelesen werden können. Die Tätigkeit des Lesens legt dabei unmittelbar den Verweis zu den bekannten Elementen und Aspekten der Sprache offen, die sich auf etwas beziehen oder an etwas anschließen. Aus dieser Perspektive gibt es folglich „[...] *keine **anfangslose** Setzung, keine, die sich nicht schon auf etwas bezöge oder an etwas anschlösse*“¹⁷¹ Vor dem Hintergrund der Einzigartigkeit der Stimme verharren wir an dieser Stelle in einer Paradoxie. Sie markiert den waltenden Bezug in der Sprache, der auf Bekanntes und immer wiederkehrendes Vertrautes setzt und damit einen absoluten neu aufbrechenden Anfang verwehrt, aber gleichzeitig in der Setzung von Materialitäten eine Einzigartigkeit anzeigt, die irreversibel einen eigenen Anfang für sich in Anspruch nimmt. Diese Paradoxie, die von „[...] *der gleichzeitigen **Unmöglichkeit wie Notwendigkeit eines Anfangs***“¹⁷² handelt, lässt sich gedanklich nur mit Widerstand unter einen Hut bringen. Aber eigentlich schimmerte sie bereits im Gedanken Heideggers durch, indem er den Menschen, ins Sprachwesen eingelassen, nicht mehr am Ursprung der Rede denkt. Diesen Gedanken in Erwägung zu ziehen fällt vielleicht nicht leicht, lässt doch unsere alltägliche Erfahrung im Umgang mit Sprache höchstwahrscheinlich auf anderes schließen. Schlussendlich sprechen, denken, meinen, artikulieren und sagen wir. Doch einen Satz, so wie er gesprochen wird, gibt es [...] *nur ein einziges aktuelles ‚Mal‘*.¹⁷³ Er prägt sich als einer unter anderen, die in ihm sind, ein. Deswegen impliziert Sprechen immer einen Bezug zu einem Ganzen einer symbolischen Ordnung, doch in der Setzung dieser, in ihrem Ereignen, „[...] *wird diese **durch ihren Anfang** gespalten und verändert*“¹⁷⁴ Der Kontext wird, wie bereits erwähnt, unterbrochen, gebrochen, verschoben oder gar verzerrt. Sprechen kann in der Folge mit einem Einsetzen assoziiert werden, das der spielerischen Immaterialität des Sinns Gewicht verleiht. Das Einsetzen, das **dass**, wird daher als Voraussetzung für das **was** angenommen, wobei das Einsetzen in seinem Ereignen bereits auf einen Platz oder

¹⁷¹ Mersch 2004, 49 (Hervorhebungen in O.)

¹⁷² Mersch 2004, 49 (Hervorhebungen in O.)

¹⁷³ Lyotard 1989², 227

¹⁷⁴ Mersch 2004, 49 (Hervorhebungen in O.)

eine Richtung verweist. Alles Sprechen geschieht im Rahmen des Sprachwesens, doch hebt jede Setzung neu an, zieht ihre Furchen, spürt unverwechselbare Spuren, die den Sinn nicht mehr beliebig scheinen lassen. So ist es nicht mehr willkürlich, wann, wo und wie ein Satz, gar ein Wort, gesprochen wird. Die Stimme wird in diesen Zusammenhängen als theatralisches Phänomen begriffen, das in seiner einzigartigen irreversiblen Einmaligkeit, kurzum in seiner Präsenz, den verlautbarten Worten ein Gewicht verleiht. Keine stimmliche Äußerung lässt sich so vollkommen ident wiederholen. Entgegen einer durchgeplanten und erprobten Repräsentation kommt die Stimme somit einem flüchtig einmaligen Ereignis gleich, das sich im Hier und Jetzt zum ersten und letzten Mal im Verbund von Zuhörer und Sprecher wirkungsmächtig ereignet. Die Wirkung der Stimme, die dem Zeichen entrinnt, zeichnet in diesem Sinne nicht nur einen Riss, sondern in ihren Effekten schreibt sie sich in die Unumkehrbarkeit der Zeit ein und damit uneinholbar in die Struktur des Sinns. Vor dem Hintergrund des Performativen, das unser Sprechen als Handlung annimmt, wird die Stimme sodann nicht nur als Ausdrucksmittel gedacht, sondern sie erscheint als Phänomen, das Wirklichkeiten schafft, die nicht ignoriert oder gar geleugnet werden können. Sie können weder verneint noch rückgängig gemacht werden, was bedingt, dass die flatterhafte Immaterialität des Sinns mit Gewicht belastet wird. Die verführerische Leicht- und Schwerelosigkeit des Sinns erleidet durch die gewichtige Performanz der Sprache eine Schwere, deren Gewicht Furchen, Risse und Spuren im Geschehen hinterlässt. Die Phänomenalität der Stimme ist das Träge in der Veränderung. Bedeutungen sind damit in ihrer Disponibilität nicht mehr spielerisch und beliebig. Gleichsam wie ein Trägheitsmoment schleift sich eine Spur in den Sinn ein, die im Bildnis eines Sichnachziehens, eines Fortsetzens oder des Von-sich-fort-führens zu einer Andersheit beziehungsweise Alterität führt, die in ihrer ganzen Zurückhaltung und Reserviertheit immer schon zuvorkommt.

*„Untilgbar bleibt daher den Zeichen ein Singuläres eingewoben, das ihnen ihr je besonderes Gewicht erteilt, ihre **Gravitation**, die ungreifbar und wildwüchsig die »Machenschaften des Sinns« (Barthes) beugt, sie stört und in ihnen ein chronisch Unabgeholtenes erzeugt: Vexierende Gestalt, woraus Sinn entsteht, wie es sich gleichwohl nirgends erfüllt; Ent-Eignung, die anzeigt, daß wir nicht der Eigner unsers Sagens sind, die das Gesagte im Augenblick einer Setzung bereits ent-wendet hat und seine Ankunft vereitelt. Deshalb kann man nie genau wissen, was man sagt, noch was ein anderer auszudrücken sucht, sowenig wie wir umgekehrt das zu beherrschen vermögen, was wir zum Ausdruck bringen oder zu verstehen geben möchten, weil nie klar ist, was sich im Gesprochenen*

*mitsetzt. Die Materialität der Zeichen, ihr **Ereignen** transformiert das Sagbare gleichwie das Zeigbare auf eine selbst undarstellbare Weise.*¹⁷⁵

Um den Bogen zur Thematik der menschlichen Stimme zu spannen, belastet ihre geheimnisvolle Materialität in ihrer Wirkung den Sinn auf sich entziehende Art und Weise. Sie ist es, die die Spur zum uneinholbar, sich stets ent- und verrückenden Anderen beziehungsweise zu einer Alterität zieht. Dieses Andere verleiht der Stimme Gewicht und Kraft. Die Andersheit waltet im Entzug, zieht in seinem Gewicht an und hat dadurch Zugkraft. Das sich Entziehende in der Materialität der Stimme zieht an, bewirkt in ihrem stimmlichen Erklingen einen Anzug, appelliert und provoziert unausweichlich eine Antwort. Zwar können wir uns weigern, den Anruf entgegenzunehmen, doch ruft es uns in die Sprache hinein. Geradezu sammelt sich der Eindruck einer Provokation, die in uns das Begehren erwachen lässt, Sprache zu sprechen. Sprache will gesprochen werden und ist daher „[...] *in erster Linie eine Praxis, die gleichsam vom ‚Gewicht des Anderen‘, seiner ‚Gravitation‘ getragen und gehalten wird.*“¹⁷⁶ Heidegger fasst in Anlehnung an diesen eigentümlichen Umstand folgende Worte: „*Das Ereignis ereignet den Menschen in den Brauch für es selbst.*“¹⁷⁷ Die Worte und deren Anliegen ernst nehmend, wird nun eine Wendung, wenn nicht gar eine Umwendung in Bezug auf Sprache unausweichlich. Der stimmliche Ausdruck der Sprache bewirkt eine Umwendung, die noch keinerlei Sinn in sich trägt. Vielmehr will Sprache allererst gesprochen werden. Zwar waltet sie befremdend in anhaltendem Entzug, doch zieht sie an. Gleich einem Appell ruft sie zu, spricht an und rückt uns damit in eine Ver-antwortung. Sie lässt uns in ihrem Anruf re-agieren oder umwenden, wenngleich wir vielleicht hartnäckig versuchen, den Appell zu übergehen. Unabhängig davon, wie wohl ein Antworten Gestalt annimmt, versetzt uns der stimmliche Anspruch unausweichlich in die Struktur des Antwortens beziehungsweise in jene der Responsivität. Sprache geschieht infolgedessen von einem Ort her, der im Entzug fremd und verhüllt plötzlich und unverhofft eine „[...] *asthetische Präsenzerfahrung*“¹⁷⁸ aufspannt, die dabei unsere Wahrnehmung anspricht und uns re-agieren lässt. Die genannte aisthteische Präsenzerfahrung zieht ihre Schwerelinien dabei durch das Erheben der eigenen Stimme, die den Augenblick in einer Einzigartig-, Gegenwärtig- und Unverwechselbarkeit aufblitzen lässt. Zwar zeigt sich das Andere selbst nicht, doch

¹⁷⁵ Mersch 2004, 48 (Hervorhebungen in O.)

¹⁷⁶ Mersch 2010, 251 (Hervorhebungen in O.)

¹⁷⁷ Heidegger 2007¹⁴, 261

¹⁷⁸ Mersch 2010, 117

nimmt es die Phänomenalität der Stimme in Anspruch, um in aller Zurückhaltung zu erscheinen. Das Andere lässt sich in der Folge weder offenbaren noch willentlich herbeiführen. Wimmer bemerkt hierzu: „*Die Epiphanie des Anderen kann also nicht in ihr, sondern nur noch **nachher** reflektiert werden.*“¹⁷⁹ Im Anschluss an die Worte Wimmers kann das Andere im Entzug angenommen werden, das in seiner Gravitation gleichsam anzieht. Diese gedankliche Figur des Ziehenden im Entzug kann als Scharnier zur Materialität der Stimme angedacht werden. So zeitigt das Ereignis der Anrufung den Effekt eines Auratischen und damit eine Unverwechselbarkeit, die uns reagieren lässt. Dabei steht es uns nicht frei, das Gewicht des Anderen zu ignorieren. Es bewirkt unabdingbar unsere Umwendung. Anziehend wird der Alterität daher eine Zuvorkommenheit zugestanden, die, in den Zügen einer Gabe oder Grazie angenommen, den Leibkörper durchflutet, bevor er sich mit Worten füllt. Die angesprochene Gabe oder Grazie kann dabei nur respektiert und empfangen werden. Auf sie zu hören verbürgt in einer um- und zuwendenden Geste das Zuteilwerden des eigenen Respekts. In dieser Um- und Zuwendung wird eine Achtung gegenüber einer Andersheit gewahrt, die das eigene Sprechen erschwingt und durchdringt. Sprache wird aus diesem heraus vorgängig an den Ort eines Anderen versetzt, von dem her die Tautologie Heideggers abermals ein erweitertes Ausmaß annimmt. „*Indes die **Sprache** spricht.*“¹⁸⁰ Die Worte verweisen die Sprache in eine Zuvorkommenheit, von der her der Mensch zum Antworten angehalten erst konstituiert wird. Heidegger setzt uns mit seiner Tautologie in ein Verhältnis, vor dessen Hintergrund Bedeutungen erst konstituiert werden. Folglich weist sich eine weitere Lesart der Existenz, die sodann dem Präfix *ex* in seinem Gehalt nachkommt. *Ex* im Sinne des Abhebens, des Herausragens und Herausstehens, das unweigerlich mit einer Intensität assoziiert werden kann, die unser Reagieren provoziert. Doch ein Abheben beziehungsweise ein Herausragen kann gedanklich nur im Verhältnis zu Etwas sinnvoll erschlossen werden. Damit gewährt das Präfix *ex* auch die Folgerung, wonach Stimme erheben zugleich Verhältnisse provozieren bedeutet. Etwas kann sich nur im Verhältnis zu Anderem zeigen. Unmittelbar geleitet damit das Sprechen mit eigener Stimme in eine ethische Dimension, die ein An-andere-gerichtet-sein immer schon zum Inhalt hat. Diese feinnervige Stelle kulminiert in einer ethischen Brisanz, die das Gewicht des Anderen nicht nur andeutet, sondern in aller Unentbehrlichkeit hervortreten lässt. Sprache spricht

¹⁷⁹ Wimmer 1988, 301 (Hervorhebungen in O.)

¹⁸⁰ Heidegger 2007¹⁴, 254 (Hervorhebungen in O.)

uns unausweichlich zu, sie spricht uns an und in diesem versetzt sie uns ins Verhältnis. Sie setzt uns in die Struktur einer Responsivität. Die Tautologie Heideggers gemahnt daher an das Zusammenspiel von Anruf und Antwort, das Beziehung und Dialog stiftet. Viele erarbeitete Aspekte zur menschlichen Stimme gipfeln in diesem Zusammenspiel, das eine genuin ethische Dimension annimmt. Vor diesem Hintergrund geleitet das nachstehende Zitat in ein Dickicht von Bezügen, in dessen Verhältnisse und Verknotungen die Stimme angedacht werden kann. „Denn das Ereignis ist, eignend-haltend-ansichhaltend, das Verhältnis aller Verhältnisse. Darum bleibt **unser** Sagen als Antworten stets im Verhältnisartigen.“¹⁸¹

3.5 Zusammenfassung des Kapitels

Ausgehend vom zweiten Kapitel, das Sprache in ihrer Ereignishaftigkeit andenkt, wendet sich das letztbearbeitete Kapitel dem Auftauchen oder dem Zum-Vorscheinkommen der Sprache selbst zu. Gewissermaßen konzentriert sich das Geschriebene auf das Erscheinen des Erscheinens, wobei Stütze und Anlehnung an der Tautologie Heideggers „Indes die **Sprache** spricht“¹⁸² gewagt werden. Diese arbeitet während des Leseprozesses in uns und geleitet in ihrem sperrigen Gehalt in die Möglichkeit der Erwägung, den Menschen am Ursprung der Rede zu deplatzen. Die Tautologie injiziert dabei durch den Leseprozess die Figur des Fallens, die den Menschen in seiner angenommenen Souveränität umso zerbrechlicher werden lässt. Hinterlassen wird dadurch eine Rat- und Orientierungslosigkeit, die die Sprache im Lichte gänzlicher Zeichen- und Sinnauffassung fragwürdig scheinen lässt. In dieser Ratlosigkeit jedoch kann sie dazu anregen, neue Gedankenwege zu beschreiten, die sodann zur zeigenden Kraft der Sprache und damit zu ihrer sinnlich-somatischen Ausrichtung führen können. So verweist die Tautologie, indem sie sich augenscheinlich einem Sinn verwehrt, auf die sinnhafte, zeigende Façon der Sprache, was unmittelbar den Konnex zum Erscheinen der Rede, zur gesprochenen Sprache und zur Stimme bildet. Im flüchtigen Augenblick ihres Erscheinens ist Sprache noch nicht Sinn. Vielmehr wird durch die Phänomenalität der Stimme etwas angezeigt. Folglich verbindet sich der ephemere Klang der Stimme mit einem Verweis auf eine konkrete,

¹⁸¹ Heidegger 2007¹⁴, 267 (Hervorhebungen in O.)

¹⁸² Heidegger 2007¹⁴, 254 (Hervorhebungen in O.)

zeitliche Existenz, die nicht geleugnet oder gar rückgängig gemacht werden kann. Trägt man an diese überblicksartige Darbietung die Frage heran, was oder woher die Stimme diese Mächtigkeit bezieht, so wird in der Fachliteratur auf ihre Intensität und Einzigartigkeit im Augenblick ihres Hervortretens rekurriert. Im Sinne eines Wortwörtlichen des Begriffs der Existenz sticht Stimme im Aufblitzen ihres Anklangs hervor. Sprechende treten aus der Ruhe der Stille hervor, brechen und zerreißen sie. Eingreifend in Kontexte, sie gar hervorbringend, wird die Phänomenalität der Stimme folglich in einer Affirmation und nicht in einer Negation diskutiert. Wohl zeigt sie sich in ihrer beachtlichen Wirkung, doch bleibt sie selbst undarstellbar und uneinholbar. Stetig entzieht sie sich und zieht in diesem Ziehen an. Sie bricht im Entzug auf und legt lediglich eine Spur zu diesem. Das Bild des Spurens geleitet das Lesepublikum in eine Zuvorkommenheit, die uneinholbar und fremd an den Ort einer Andersheit oder einer Alterität führt. Dieser Ort, unbekannt und fremd, gibt. Er gibt in seiner Gravititas jene Grazie, die den Leibkörper vor dem Wort einnimmt und erfüllt. Er gibt den Worten durch die Phänomenalität der Stimme Gewicht und gewichtet damit die spielerische Immaterialität des Sinns. Bedeutungen und Worte treten damit ins Verhältnis zu ihrem jeweils Zeigenden, wie wir Sprechende, die sich in ihrem Sprechen stets schon in Relation zum Anderen befinden und damit von der Struktur des Antwortens gehalten werden. Die Gravitation des Anderen zieht uns an, lässt uns durch die Stimme in ihrer Einzigartig-, Gegenwärtigkeit und Irreversibilität reagieren und umwenden. Dabei kann das Andere, wenn auch undarstellbar und ungewiss, in seinem Bestehen nicht übergangen werden. Seine Wirkung, sein Eingreifen in Geschehnisse, bringt Wirklichkeiten hervor, sodass sich mit ihm ein durch und durch affirmativer Zug verbindet. Jedoch genauso grundlegend gestaltet sich das Argument, wonach sich etwas nur im Verhältnis zu etwas anderem zeigen kann. Sprache braucht daher ihre sagende und zeigende Kraft, wobei Letztere einen anziehenden, rauschhaften Zustand bewirkt. Doch dieses Ziehen funktioniert nur mit einem Gegengewicht. Das Andere hat in der Folge Gewicht, dessen Kraft in sich verborgen ist und uns stets fremd und entrückend anzieht. Sprechen mit eigener Stimme impliziert daher, die Erfahrung der Rede an ein Zuvorkommendes zu binden. Ihm Respekt zu erweisen, auf es zu hören, sich seiner anzunehmen, setzt uns dabei in Bezug beziehungsweise ins Verhältnisartige. Aus dieser Sicht geschieht jedes Sprechen in und aus der Struktur einer Alterität, was eine grundlegende ethische Brisanz der Stimme andeutet. In dieser Perspektive deutet sich sodann einen Übergang zu bildungswissenschaftlichen Fragehorizonten an.

4 Anklang im pädagogischen Forschungshorizont

Wird vor den vielen zusammengetragenen Aspekte zur Stimme die eingangs gestellte Forschungsfrage *Inwiefern kann die stimmliche Äußerung als Erscheinungsform von Sprache als bedeutsam angenommen werden?* nochmals ins Gedächtnis gerufen, so wird in diesem Kapitel versucht, Ausschau nach möglichen Anknüpfungspunkten innerhalb des pädagogischen Forschungshorizontes zu halten.

4.1 Stimme, Leibkörper und Sozialität

Stimme verleiht der Immaterialität des Sinns Fleisch. Sie belastet ihn mit Gewicht. Aus dem Leibkörper aufbrechend, tritt sie aus ihm hervor und trennt sich damit von ihm. Sie blitzt auf, induziert Präsenz, Wirkung und Anziehung. In sich griffiger wird damit die Beobachtung, weshalb Husten, Räuspern, Niesen, Klatschen, Pfeifen und vieles mehr als leibkörperliche Geräusche keine derartige Besonderheit wie die Stimme nach sich ziehen. Sie „[...] *sind nicht so »evokativ« wie eine Stimme*“¹⁸³, schreibt Lagaay und argumentiert in der Folge, dass dieser Umstand seine Ursache im nicht ausschließlich Leibkörperlichen der Stimme findet. Die Stimme kann somit in Anlehnung an Lyotard als Augenblick des Erhabenen angedacht werden. In dieser Erhabenheit eröffnet sie einen Hörraum, der unmittelbar unsere Sinne anspricht. Stimme als Laut oder Klang geht damit leibkörperlich an, was mit sich bringt, dass wir Sprache nicht nur verstehen, sondern auch spüren. Der Klang steigt auf, entrinnt dem Zeichen und arbeitet dennoch an der Ausprägung von Sinn und am Fortgang und dem Verlauf der Situation mit. Inhärent ist der Stimme daher etwas Taktilen, das Sprache nicht in einem ausschließlich intelligiblen Lichte erscheinen lässt.

Diese Sicht der Dinge stößt in der pädagogischen Fachliteratur auf Resonanz, wenn Käte Meyer-Drawe schreibt:

*„Die Sprachlaute sind im Hinblick auf das Sprechen nicht lediglich akzidentell, sondern sie repräsentieren die leibliche Inhärenz des Sinns. Das setzt voraus, daß man radikal mit der bloß intellektuellen Auffassung von Sprache bricht und diese nach ihrem »gestischen Sinn« befragt, d.h. Sprache im strengen Sinne als Ausdrucksgebärde auffaßt.“*¹⁸⁴

¹⁸³ Lagaay 2004, 303

¹⁸⁴ Meyer-Drawe 2001³, 196

Meyer-Drawe verfasst ihre Worte aus der Sicht einer Pädagogin und betont nicht nur in ihrem Zitat, sondern auch im vierten Kapitel ihrer Schrift *Leiblichkeit und Sozialität* das in der vorliegenden Arbeit vertretene Anliegen, Sprache nicht ausschließlich als intellektuelle Angelegenheit aufzufassen. Zwar hebt Meyer-Drawe die konstitutiv kommunikative Bedeutung gesprochener Sprache hervor, ihre Offenheit und Ko-Präsenz des Anderen, doch wird in diesen Bezüge die menschliche Stimme nicht explizit eingebunden. Auch wenn sie Überlegungen zu konkreten kommunikativen Vollzügen anbringt, wird die Stimme als sprachliche Äußerungsform in ihrer Bedeutung nicht erwähnt. So spiegeln sich in den folgenden Zeilen grundlegende Interessen der Diplomarbeit wider, doch wird die Stimme in ihrer Modulation den Regungen und Bewegungen des Leibkörpers beim Sprechen inhärent angenommen.

„Die grundsätzliche Offenheit sprachlicher Strukturen gewährleistet, daß wir im Miteinanderreden nicht nur auf die Worte, die fallen, gerichtet sind, sondern auch auf andere Ausdrucksgestalten, die mit der Kompräsenz des Anderen gegeben sind. Der Andere spricht leise, laut, flüssig, abgehackt, panisch, ruhig, begeistert, belehrend, fordernd usf.“¹⁸⁵

Im Verbund aller Beteiligten gestaltet sich die Situation bei Meyer-Drawe auch als offen, da wir vom Anderen in seiner uns unbekannten Reaktion gehalten werden. Insbesondere wird in dem angeführten Zitat auf das situationsgebundene Sprechen als Ursache für die Offenheit der Situation und für die unabsehbare Entstehung von sozialem Sinn rekuriert. Doch richtet Meyer-Drawe in ihrer Schrift ihre Argumentation darauf aus, Sprache als leibliche Geste anzunehmen. Ihr Bemühen konzentriert sich auf die Frage nach der Entstehung inter-subjektiven Sinns, was unmittelbar die konkrete menschliche Praxis in die Thematik einfließen lässt. Sozialer Sinn entsteht dabei nicht aus gänzlicher Selbstbezüglichkeit, sondern in der Dialektik von Individuellem und Sozialem, die nicht in glasklarer Transparenz erschlossen werden kann. Deswegen kreisen ihre Überlegungen „[...] um eine dezentralisierte Subjektivität und eine dem Subjekt inhärente Sozialität.“¹⁸⁶ Der Leib ist in dieses überblicksartig dargebotene gedankliche Gerüst derart eingebunden, dass er in seiner unablässigen Wichtigkeit und primordialen Fähigkeit inter-subjektiv Sinn generiert, der nicht notwendigerweise in Sprache überführt werden kann. Deswegen schreibt Meyer-Drawe: *„Sprache gründet so ebenso wie die explizite Sozialität in einer präreflexiv fungierenden leiblichen*

¹⁸⁵ Meyer-Drawe 2001³, 196

¹⁸⁶ Meyer-Drawe 2001³, 12

*Intentionalität.*¹⁸⁷ In diesem Zusammenhang trifft der Leser noch auf weitere Formulierungen, die die Sprache als leibliche Geste anrühren¹⁸⁸, Sprache soll in Anlehnung an Waldenfels an den leiblichen Ausdruck rückgebunden werden¹⁸⁹ oder Sprache gründet, wie im Zitat bereits angeführt, in leiblichen Gesten.

Im Verbund der erarbeiteten Kenntnisse zur menschlichen Stimme darf jedoch angemerkt werden, dass der stimmliche Anspruch gesprochener Rede für das „*Sprechen als inter-subjektive Praxis*“¹⁹⁰ auch Bedeutung für sich in Anspruch nehmen darf. Stimme ist nicht allein leibkörperlich. Zwar arbeitet der Leibkörper an der Ausprägung von Stimme mit, gibt ihr einen einzigartigen Klang, doch bleibt Stimme nicht im Leibkörper verharren. Bemerkbar wird dies etwa, wenn gesprochene Rede in all ihren Facetten den Leibkörper durchkreuzt oder überlagert oder etwa dann, wenn Leibkörper und Stimme zu verräterischen Gegenspieler werden. Die Stimme bricht damit unbestimmt aus dem Leibkörper hervor, sticht hervor und verselbständigt sich wirkend in ihrer Präsenz. Sie bildet folglich den Schnittpunkt zwischen Leibkörper und Sprache, wobei ihr Ursprung in diesem selbst nicht ausfindig gemacht werden kann.¹⁹¹ Doch wo Stimme ist, muss es einen Leibkörper geben. Deswegen verweist Stimme auf eine konkrete leibkörperliche und zeitliche Existenz. Diesen Gedanken weiter verfolgend, kann die Stimme deswegen auch als „[...] *leiblicher Ort des Sozialen*“¹⁹² angedacht werden. Indem Stimme in ihrer Präsenz zuallererst meine Anwesenheit im Raum bekundet, erringe und gewinne ich die Aufmerksamkeit meiner Mitmenschen und dadurch einen Platz im sozialen Geschehen, sofern sie auf entsprechende Resonanz stößt. Der alleinigen Anwesenheit des Leibkörpers im Raum ist diese Macht je nach Situation nicht in diesem Ausmaß inhärent, da man sich relativ lange unbemerkt und anonym in einem Raum aufhalten kann, ohne einen Laut von sich zu geben. Deswegen folgert Böhme hierzu: „*Stimme ist die atmosphärische Präsenz von etwas oder jemandem. Sie ist eine der Dimensionen, in denen etwas oder jemand aus sich heraus tritt und die Atmosphäre in der Umgebung wesentlich emotional tönt.*“¹⁹³ Und an anderer Stelle schreibt er: „*In den Äußerungen von jemandem oder von etwas ist die*

¹⁸⁷ Meyer-Drawe 2001³, 202

¹⁸⁸ vgl. Meyer-Drawe 2001³, 202

¹⁸⁹ vgl. Meyer-Drawe 2001³, 203

¹⁹⁰ Meyer-Drawe 2001³, 194

¹⁹¹ vgl. Dolar 2004, 210

¹⁹² Mersch 2006, 233

¹⁹³ Böhm 2009, 30

Person in ihrer Leiblichkeit und das Etwas in seiner Dinglichkeit spürbar, weil die stimmliche Äußerung durch den Körper, aus dem sie kommt, charakteristisch geprägt ist.“¹⁹⁴ Aus dieser Sicht blitzen im Anheben des Sprechens leibkörperliche und stimmliche Momente auf, die einer Aufführung beziehungsweise einer Performanz gleichkommen. Gesprochene Sprache ist damit in ihrem Bestehen auf den Leibkörper angewiesen, doch im Rahmen der Inter-subjektivität des Sprechens kommt der Stimme ebenso wie dem Leibkörper Wirkung zu. In diesem Sinne schreiben Kolesch und Krämer zur Phänomenalität der Stimme:

„Intersubjektivität: Als eindringlicher oder aufdringlicher Anspruch und Appell an den Anderen kann die Stimme vergemeinschaften oder entzweien. Ihr ist eine »instinktive Sozialität«, ein »Ethos« eigen, das eine aller konventionellen Normativität vorausgehende Verantwortung schafft. Macht und Ohnmacht kommen in unserer Stimme untrüglich zur Geltung.“¹⁹⁵

Stimme verstrickt und verwickelt in die Gegebenheiten der Intersubjektivität. Sie lässt uns reagieren. Insofern *„Inter-subjektivität als fundierende Kategorie pädagogischer Reflexion“*¹⁹⁶ betrachtet wird, darf die Stimme als wesentliches Moment zur Ausprägung dieser angenommen werden. Sie darf in den genannten Zusammenhängen auf Resonanz hoffen.

Im Weitergang kann die Stimme nicht nur im Rahmen pädagogischer Anliegen, wie die Leibkörperlichkeit gesprochener Rede und Intersubjektivität, diskutiert werden, sondern sie spürt in ihrer einzigartigen Präsenz sogleich den Weg zu einem Wagnis, das in seiner Aufführung und Verwirklichung vor Ort unmittelbar unsere Sinne und den Anderen ansprechen.

4.2 Sich wagen

Bollnow hält Vortrag und meint: *„Die Sprache ist von vornherein eine gemeinsame Angelegenheit.*“¹⁹⁷ Das Zitat arbeitet in seiner Aussagekraft auf die Eigenschaften der Stimme zu. In ihrer Präsenz geht diese den Anderen an, lässt uns hervortreten und buhlt gewissermaßen um Annahme und Anerkennung. Eine stimmliche Äußerung lenkt

¹⁹⁴ Böhm 2009, 29

¹⁹⁵ Kolesch/ Krämer 2006, 11

¹⁹⁶ Meyer-Drawe 2001³, 215

¹⁹⁷ Bollnow 1968, 219

Aufmerksamkeit auf sich, lenkt Aufmerksamkeit auf die sprechende Person, die nunmehr aus der Masse hervorsticht. Sie bekundet ihre Anwesenheit, ist damit nicht mehr gesichtslos und anonym. In dieser Gangart verschränkt sich der stimmliche Anklang mit Hören und Sprechen und damit mit unserer und mit der Wahrnehmung anderer. Jede stimmliche Äußerung schafft einen Hörraum, der Sprecher und Hörer dazu auffordert, sich einander zuzutrauen. Bollnow schreibt hierzu: „*Jedes Aussprechen, was immer es sei, setzt einen Partner voraus, dem gegenüber es ausgesprochen wird.*“¹⁹⁸ Die Worte Westphals in ihrer Dringlichkeit drängen sich ins Gedächtnis: „*Stimmen müssen gehört werden.*“¹⁹⁹ Damit sie gehört werden, kommt das Anziehende der geheimnisvollen Materialität der Stimme zum Zug. Einer Andersheit entspringend, lässt es den Anderen reagieren, es braucht ihn gar, damit der Anzug der Stimme nicht in der Eiseskälte der Einsamkeit sinnlos verhallt. Stimme wird demzufolge immer im Verhältnisartigen scheinen. Doch alleine der stimmliche Appell bewirkt keine Zuwendung, abermals eine Umwendung, deren Ausgang offen und ungewiss bleibt.

Der Ausgang bleibt ungewiss, da sich die Stimme in ihrem zeigenden Rest als unkontrollierbar weist. Stimme kann versagen, verraten, zusammenbrechen, vereiteln, sich dem Leibkörper gegenüber antagonistisch verhalten oder erwünschte Bedeutungen durchkreuzen. Kurzum: Sie kann ihr Unwesen treiben und uns darin übergehen. Deswegen bringt stimmliche Äußerung auch immer ein Wagnis mit sich. Man traut sich in ihr etwas, was Mut kostet. Man setzt sich in seinem Äußern dem Anderen aus, was die Situation grundsätzlich offen gestaltet. In der Aufführung der unkontrollierbaren Stimme entfalten unsere angestrebten Worte erst ihren Sinn, was wiederum das Aussetzen unser selbst betont. Bedeutungen gewinnen erst Konturen mit der unbändigen Stimme während der Darbietung ihrer selbst. Dabei entrinnt sie zwar dem Zeichen, dem Sinn jedoch nicht. Insofern wagt sich der Sprecher. Er wagt sich, da er sich in die Hand seines Gegenübers begibt und nicht weiß, wie dieser sein Wort aufnehmen wird. Doch das Ziehende, das dem Entzug entspringt stattet die Stimme derart aus, dass ihre Unausweichlichkeit garantiert werden kann. Der Andere muss hören und ist damit in der Struktur der Responsivität verhaftet. Auch wenn seine Antwort in stummer Zurückhaltung Form annehmen sollte, eröffnet die Stimme

¹⁹⁸ Bollnow 1968, 219

¹⁹⁹ Westphal 2001, 52

dennoch in ihrem Vollzug einen Raum, dem Kommunikation erst entspringen kann. Der Andere fängt mich damit in seiner Antwort auf und gibt in seiner Rückmeldung Halt. Dieses Argument vor Augen führend, kann nun nachvollzogen werden, warum einige Forscher, sich im Feld der Stimme bewegend, annehmen, dass nicht nur Bedeutungen, sondern auch das Subjekt selbst erst in der Struktur von Anruf und Antwort konstituiert wird. „Darum wird das Subjekt des Sprechens ebenso sehr wie die Sprache selbst durch das Antworten konstituiert.“²⁰⁰ Das Wagnis Stimme zu erheben wird durch die Aussage des Zitats umso waghalsiger.

4.3 Eingreifen

Sprache wird im Sprechen aktualisiert. Sie trifft auf Gehör und Wahrnehmung des Anderen. „Auf eine einfache Formel gebracht: die Sprache ist ein Gespräch. Nur in dem Mit- und Gegeneinander des Sprechens ist sie wirklich.“²⁰¹ Leichter gesagt als getan, denn aus der Stille des Schweigens hervorzutreten ist ein Wagnis, dessen Ausgang nicht abzusehen ist. Ob der Andere nun in seiner Antwort schweigt, sich ab- oder mir zuwendet, bildet dabei den eigentlichen Bezug. Doch wird der Bezug zum Anderen durch das Andere, das in der Stimme Aus-sich-selbst-Herausstehende geschaffen. In seiner Intensität nimmt Stimme einzigartige, irreversible, Gegenwart induzierende und unausweichliche Züge an. Sie wirkt und zieht an, bewirkt die Achtsamkeit des Anderen und greift damit ins Voranschreiten der Zeit ein. Bollnow hält hierzu folgende Worte fest:

„Wir waren mehrfach darauf aufmerksam geworden, daß die Sprache die Wirklichkeit nicht einfach abbildet, sondern sie ihrerseits aktiv verändert, gestaltet und zwar in einer grundsätzlich nicht umkehrbaren Weise, in einer Richtung, die vom Unbestimmten zum Bestimmten fortschreitet. Ein Wort, das in einer bestimmten Situation ausgesprochen wird, gibt nicht einfach eine schon

²⁰⁰ Mersch 2010, 253

Mit der Konstitution des Subjektes in Bezug auf Sprache setzte sich insbesondere Henri Meschonnic auseinander, der seine Überlegungen in Anlehnung an Foucault vor allem auf die Frage »Subjekt wovon?« ausrichtete. Zwar arbeitete Meschonnic mit dem Begriff des Rhythmus, doch richtete sich sein Denken auch auf das Denken der Sprache und vor allem auf das Überdenken der Sprache nach Derrida aus. Genauere Ausführungen zur Konstitution des Subjektes bezüglich Sprache können an dieser Stelle nicht ausgeführt werden, da dies über die Themenstellung der Abschlussarbeit zu weit hinausführen würde. Als Verweis werden hier jedoch seine Texte *Das Subjekt als Rezitativ, oder das Kontinuierliche in der Sprache* und *Vom Rhythmus als Problem der Philosophie und der Humanwissenschaften* erwähnt, in denen er, ähnlich wie Mersch, festhält: „[...] der Rhythmus bringt die Zeit hervor, bringt das Subjekt hervor, wie das Subjekt nur Subjekt ist, indem es seinen Rhythmus hervorbringt.“ (Meschonnic 1998, 177)

²⁰¹ Bollnow 1968, 219

vorher bestehende Situation wieder, sondern verändert diese Situation, indem es sie in einer bestimmten Weise wendet, deutet und schon dadurch die in ihr notwendige Entscheidung vorzeichnet. Erst in der sprachlichen Fixierung bekommt die bis dahin noch fließende Situation ihre klare Gestalt. In diesem Vorgang verwandelt sich notwendig auch der Mensch selber.“²⁰²

Gemäß den Worten Bollnows, bezieht die Stimme, in diesem Lichte erscheinend, ihre ethische Bedeutsamkeit. Eine Stimme zu hören, ihr womöglich gar Resonanz zu schenken, bringt eine Tätigkeit mit sich, die ins Reale eingreift. Unmittelbar verschieben sich und brechen dadurch unsere Kontexte, unabhängig davon, ob nun das Gehörte übergangen oder darauf eingegangen wird. Stimme wendet, wendet uns, unsere Kontexte, unsere Entscheidungen. Gleichsam einer unauslöschlichen Spur greift sie ein. Dabei haftet etwas an ihr, was sich einer Tilgung oder Auslöschung widersetzt. So zieht sie, sich von der Stille abhebend, nicht nur an, sondern zieht ihre Furchen im Geschehen und Verstreichen der Zeit. Sie gräbt sich in ihrer Gewichtigkeit ein. Was jedoch dabei „[...] geschieht, liegt in niemandes Reichweite oder Macht. **Unabhängig davon, was jeweils gewollt war oder auch erahnt wurde, statuiert sich ein Ereignis und inskribiert seine Unrevidierbarkeit in den Körper der Geschichte.**“²⁰³

Unheimlich und erdrückend gestaltet sich diese substanzielle Passage in der Fachliteratur. Unheimlich deswegen, weil in aller Schärfe deutlich wird, dass jede noch so kleine Tat ihre Konsequenzen einfordern kann. Die Reichweite der Verantwortung des Menschen lässt sich dabei nur erahnen. Erdrückend kann die Stelle auch deshalb empfunden werden, da sich in ihr die Enge des Performativen spiegelt: Ereignen kann durch seine Wirkung nicht geleugnet werden. Es kann nicht übergangen oder rückgängig gemacht werden. Der Mensch steht in Verantwortung. Doch fängt uns Bollnow mit seinen Worten auf:

*„In jedem Gespräch, überhaupt wo ich mich sprachlich verlaublich, ist dies das Entscheidende: daß durch das Aussprechen eines bisher noch Unausgesprochenen, sei es noch so zögernd und stockend, Wirklichkeit geschaffen wird, indem dem Diffusen etwas Bestimmtes abgewonnen wird. Jedes solches Aussprechen, jedes Offenbaren des in der Verborgenheit Zurückgehaltenen schafft Wirklichkeit und erfordert Mut von dem, der sich dabei exponiert. Aber eben in diesem Sich-exponieren wächst der Mensch.“*²⁰⁴

²⁰² Bollnow 1968, 217

²⁰³ Mersch 2002, 292 (Hervorhebungen in O.)

²⁰⁴ Bollnow 1968, 218

Bollnow hält uns dazu an, Stimme zu erheben, um das Wort zu ergreifen. Er hält uns dazu an, uns zu wagen. Geradezu postuliert er in seinem Beitrag *Erziehung zum Gespräch*

„[...] den Menschen zum Sprechen zu bringen, indem man ihn aus der Dumpfheit des Schweigens befreit, indem man ihn dahin bringt, das Abenteuer zu freien, Wirklichkeit schaffenden, d.h. aus dem Unbestimmten zur Bestimmtheit bringenden Leistung des Aussprechens zu übernehmen.“²⁰⁵

Die Gewichtigkeit der Unrevidierbarkeit des stimmlichen Anspruchs wird aber auch darin spürbar, dass in ihm jeweils subversive Momente aufblitzen, die ohne unsere Kontrolle und Intention unumkehrbare Wirkung erzielen. Ein empfindlicher Nerv wird berührt, der die Sprache in einem Verhältnis zum gefährlich Gewagten erscheinen lässt. So kann die erschwingende Stimme auch vor dem Hintergrund der Gefahr Konturen annehmen. Gewissermaßen kann sie als Schwingung im Dazwischen gedacht werden, mit der ich mich aussetze und, auf Resonanz hoffend, die Gefahr der noch unbestimmten Antwort des Anderen entgegennehme. Zudem fügt sich die zusätzliche Gefahr der Ungewissheit über mein eigenes Antworten auf das Gesagt- und Gehörte hinzu. Damit richtet sich die Schwingung der Stimme in ihrer Bewegung auf die Gefahr hinzu, und als bald sie sich sicheren Wogen nähert, hebt sie abermals, der Ungewissheit zugetan, ab. Salopp könnte man die Vermutung aufstellen, sich im gnadenlosen Spiel zwischen Sicherheit und Ungewissheit, zwischen Halt und Haltlosigkeit, zwischen Aussetzung und Bergung zu befinden. Immerzu lassen sich in der Sprache subversive und unkontrollierbare Momente ausfindig machen, die das Argument der menschlichen Verantwortung in seiner Reichweite brüchig werden lassen. Doch kann gerade an dieser Stelle der Bezug gewendet werden. Indem das Andere, zwar im Entzug waltend, uns anzieht und uns unausweichlich zur Antwort drängt, zeigt es sich in seiner wirklichkeitsschaffenden und -verändernden Kraft, die nicht geleugnet werden kann. In dieser Gangart jedoch wurde unsere Hinwendung an das Andere in einer Haltung der Achtung, kurzum in einer Verantwortung, schon mitgedacht. Es hat uns bereits reagieren lassen. Deswegen hält Mersch fest: Der

*„[...] »Responsivität« als »Responsabilität« ist solche Wendung immanent. Nicht **wir** halten das Andere in der Hand, **es hält uns**, stellt uns unter seinen Vorrang, bemächtigt sich unser und nötigt zur Antwort, trägt uns folglich die Bezugsweise des Antwortens auf.“²⁰⁶*

²⁰⁵ Bollnow 1968, 218

²⁰⁶ Mersch 2002, 295 (Hervorhebungen in O.)

Das Zitat hebt das Zusammenspiel von Anruf und Antwort, von Haltlosigkeit und Halt hervor, wobei die Bewegung der Wendung in diesem immer schon angenommen wird. Das und der Andere sind in uns immer schon aufgehoben. Die uns ansprechende Wendung wird dabei durch die Stimme ausgelöst, die in ihrer Präsenz den Bezug herstellt. Damit verbindet sich abermals die Wichtigkeit des **dass** gegenüber dem **was**. Dass das **dass** dabei in einer, wenn auch flüchtigen, Zuvorkommenheit angenommen und dadurch nicht artikulierbar wird, rührt nicht an einer Negativität. Vielmehr gilt es, seine Ankunft zu beachten, auf sie zu hören und sich ihrer anzunehmen. Zwar waltet sie im Entzug, lässt sich nicht fassen oder einholen, doch gibt sie und stellt uns dadurch immer schon in Bezug beziehungsweise in Ver-antwortung. Ver-antwortung meint in diesem Sinne folglich nicht das Abwägen und das Abschätzen von Handlungen. Gleichwohl kommt sie auch keinem Bewusstseins- oder Willensakt gleich, sondern sie gemahnt an den elementaren Bezug zum Anderen, in den wir gestellt und gerufen sind. „*Ver-antwortung bedeutet deshalb das Eingedenken dessen, daß existieren ursprünglich »Antworten-müssen« heißt.*“²⁰⁷

Dementsprechend gibt die Stimme in ihrer zeigenden Kraft. Sie lässt uns reagieren, sie stiftet den Bezug und das Verhältnis, sie gemahnt an Existenz, sie stellt den Raum des Dialoges und damit die Möglichkeit der Kommunikation. Deswegen soll das Sich-zeigend-Hervortretende der Stimme auch als Gabe angenommen werden. Als Grazie erfüllt sie unseren Körper und die aus ihm hervorgebrochenen Worte mit einer einzigartigen Präsenz, die an sich nicht verneinbar ist.²⁰⁸ Diese Gabe an sich ist frei von Verpflichtung. Wir sind nur dazu angehalten, auf sie zu hören, sich ihrer anzunehmen. Deswegen sollte sie nicht auf taube Ohren stoßen. Dementsprechend ermuntert uns Bollnow in seinem Beitrag *Erziehung zum Gespräch* uns zu wagen. Wir sollen uns wagen, denn wir werden in unserem stimmlichen Aussetzen von der Struktur der Ver-antwortung geborgen. Ob ein stimmlicher Anklang dennoch verhallen kann? Eigentlich nicht – aber er kann uns in der Eiseskälte der Ablehnung erstarren lassen. Die Obhut der Responsabilität ist uns damit zwangsläufig nicht zugetan – sie ist und bleibt ein Wagnis, dem wir uns zutrauen sollen.

²⁰⁷ Mersch 2002, 296

²⁰⁸ vgl. Mersch 2010, 252

4.4 Stimme - Stimmlichkeit - Stimmung

Wenn unser Sprechen nicht auf taube Ohren stößt, eröffnet der stimmliche Anspruch den Dialog. Die Stimme eröffnet ihn, indem sie Sprache ins Verhältnis zu einem einzigartigen Klang setzt. Dieser Klang gewichtet Bedeutung, gewichtet uns, da er den Leibkörper an den Ort bindet. Eine Person wird durch ihn spürbar, was ihre Anwesenheit im Raum bekundet. Doch hat der stimmliche Anspruch, soeben aus dem Leibkörper hervorgebrochen, noch keinerlei Bezug zur Wortsprache. Mit der Präsenz des hervorstechenden Klanges zeigt sich jedoch etwas anderes, etwas anderes als Bedeutung oder gar Selbstpräsenz. *„Stimme ist die atmosphärische Präsenz von etwas oder jemandem.“*²⁰⁹ Im wortwörtlichen Sinne setzt sich mit dem Erklängen der Stimme eine Schwingung, die den Raum in Atmosphäre eintauchen lässt. Sie gibt ihm Gestalt. Deswegen hebt Böhme hervor:

*„Gleichwohl stellt die Stimme des Kommunikationspartners die kommunikative Atmosphäre her, in der die Kommunikation stattfindet, sie nimmt uns für den Partner ein oder stößt uns ab und sie begleitet das Gesagte mit einem affektiven Ton.“*²¹⁰

Dieser affektive Ton, der Einzigartigkeit des Leibkörpers entspringend, geht an, wird vom Anderen in aktiver Teilnahme gespürt. Er schwappt auf uns über, färbt auf uns ab und veranlasst, dass wir mitgenommen, wenn nicht gar von ihm eingenommen, werden. In wenigen Worten: Wir schwingen in der Schwingung mit.

In diesem Ausmaß diskutiert, taucht in der Fachliteratur immer wieder der Begriff der Stimmlichkeit auf, der im Grunde ein situatives, ereignishaftes und atmosphärisches Geschehen anspricht. Er betont die Verknüpfung von Stimme und Aufführung, was seinen besonderen Rang in der Theaterwissenschaft²¹¹ hervorhebt. Dementsprechend stellt die Theaterwissenschaftlerin Kolesch fest:

„Der Suchbegriff der Stimmlichkeit erlaubt meines Erachtens eine grundlegende Verschiebung der Wahrnehmungsperspektive und der Erkenntnisebene: Wird die Stimme häufig als ein Zwischen zwischen Körper und Sprache bezeichnet, so fängt Stimmlichkeit eine komplexe Konstellation von körperlichen und geistigen, von materiellen wie immateriellen, von konkreten wie atmosphärischen Momenten ein. Im Begriff ‚Stimmlichkeit‘ soll vergegenwärtigt werden, daß es weder einen Körper noch eine Sprache vor der stimmlichen Artikulation gibt, sondern daß erst in und mit der stimmlichen Artikulation eine jeweils spezifische

²⁰⁹ Böhme 2009, 30

²¹⁰ Böhme 2009, 30

²¹¹ vgl. Kolesch 2005, 317ff.

Art von Körperlichkeit und Sprachlichkeit entsteht, die von stummen Formen der Körperlichkeit wie auch der Sprachlichkeit ebenso zu differenzieren ist wie von gestischen, mimischen oder visuellen Formen. Stimmlichkeit lenkt mithin die Aufmerksamkeit auf die – immer gestimmte, energiegeladene – Situation der Produktion und gleichzeitigen Rezeption von Wahrnehmungsereignissen.“²¹²

Die Bezüge, in die Kolesch das Sprechen und Hören einbettet, sind „[...] neu und überprüfenswert“²¹³, schreibt die Bildungswissenschaftlerin Westphal. Gewiss sind die von Atmosphären durchfluteten Räume auch für zwischenmenschliche Interaktionen von Belange, sodass nicht nur die Theaterwissenschaft, sondern auch die Pädagogik an Stimmlichkeit Interesse zeigt. Diesem Anliegen geht Westphal in ihrer Schrift *Wirklichkeiten von Stimmen – Grundlegung einer Theorie der medialen Erfahrung* nach. Stimmlichkeit findet demnach Anknüpfungsmöglichkeiten innerhalb der Pädagogik, indem sinnlich-leibkörperliche Prozesse, affektive Momente, Geschlecht und Biografie, ästhetische wie mentale Aspekte ins Gesprächsgeschehen einfließen.

In Anschluss daran legt sich ein weiterer Wegverweis offen. Die genannten Aspekte, die beim Sprechen und Hören Wirkung erlangen, können auch vor dem Hintergrund der Stimmung erarbeitet werden. So wird in der gegenwärtigen Literatur zur Stimme, wenn auch nur marginal und selten, ein Weg verfolgt, der über die Aisthesis, die die Achtung des **dass** anspricht, den Übergang von der Stimme zur Stimmung freilegt. Diese wird als das Gemüt okkupierend beschrieben, der man nicht entrinnen oder entweichen kann.²¹⁴ Sie ist da und entfaltet sich. Aus dem heraus deutet die Stimmung sodann auf eine nichtbezeugbare Gegenwart, „[...] die sich des **quid** verschließt.“²¹⁵ Dieser Gedanke kann dabei in Anlehnung an Bollnow auch innerhalb der Pädagogik ausfindig gemacht werden.

„Die Welt ist in der Stimmung noch nicht gegenständlich geworden, wie nachher in den späteren Formen des Bewusstseins, vor allem im Erkennen, sondern die Stimmungen leben noch ganz in der ungeschiedenen Einheit von Selbst und Welt, beides in einer gemeinsamen Stimmungsfärbung durchwaltend.“²¹⁶

Der Verweis von Stimme zur Stimmung lässt sich dabei auch bei Bollnow indirekt nachweisen, indem er die Nähe der Stimmung im musikalischen Sinn ins Verhältnis zur

²¹² Kolesch 1999, 265f.

²¹³ Westphal 2002, 41

²¹⁴ vgl. Mersch 2010, 89f.

²¹⁵ Mersch 2010, 91 (Hervorhebungen in O.)

²¹⁶ Bollnow 1995⁸, 39

Stimme setzt.²¹⁷ Dem folgend hält er fest, dass jede Stimmung Übereinstimmung ist, „[...] und so handelt es sich auch bei der »Gemütsstimmung« um eine solche durchgehende Übereinstimmung des ganzen Menschen, der in seinen verschiedenen Seiten gleichmäßig auf einen bestimmten »Ton« gestimmt ist.“²¹⁸ Zwar liefert uns Bollnow in seinem Zitat verlockende Worte, doch stehen sie einigen in der Arbeit dargelegten Gedankengängen entgegen. Gemäß dem Zitat, wird die Stimmung bei Bollnow in einer „[...] Übereinstimmung des ganzen Menschen“²¹⁹ betrachtet, sodass der Schluss naheliegen könnte, den Menschen in Einheit anzunehmen und zu denken. Diese Annahme spiegelt sich unter anderem im folgenden Auszug wider:

*„Grade darin, daß sie noch hinter die für das theoretische Bewusstsein schon selbstverständliche Scheidung von Subjekt und Objekt in die Schicht einer ursprünglichen Einheit beider zurückreicht, liegt die hohe philosophische Bedeutung der Stimmung.“*²²⁰

Da die Stimmung bei Bollnow auch in Relation zur Stimme gelesen werden kann und die Passage eine zurückgreifende Schicht ursprünglicher Einheit erwähnt, lässt sie gewissermaßen die Kritik des Phonologozentrismus Derridas laut werden. Allerdings sollte dabei nicht außer Acht gelassen werden, dass Derrida die Stimme in ihrer Phänomenalität verkannte. Was Derrida jedoch in seiner Kritik ausführte, war die Stimme als Bindeglied zum Signifikat und ihre dadurch privilegierte Stellung innerhalb der Metaphysik. Einzig und alleine bezieht sie sich nur noch auf sich selbst. Das Gedankengut Derridas verläuft aber in jenen Wegen, das Gefährliche und Gewalttätige am Einen der absoluten, außersprachlichen Präsenz herauszuarbeiten, um in diesem Kritik an der gesamten Abendländischen Metaphysik zu üben. Für seine Zuseher und Zuhörer hielt er eindringlich fest:

*„Sobald es Eines gibt, gibt es Mord, Verletzung, Traumatisierung. 'Das Eine hütet sich vor dem anderen.' Es schützt 'sich' gegen das andere, enthält aber in sich selbst, in der Bewegung dieser eifersüchtigen Gewalt, sie auf diese Weise während, die Alterität oder Differenz zu sich selbst, die es zu Einem macht. Das Eine als das Andere. Zugleich, in derselben Zeit, in einer selben aus den Fugen gegangenen Zeit, vergißt das Eine, sich an sich selbst zu erinnern, es wahrt und tilgt das Archiv dieser Ungerechtigkeit, die es ist. Dieser Gewalt, die es macht. 'Das Eine tut sich Gewalt an.' Es verletzt und vergewaltigt sich. Es wird das, was es ist: die Gewalt selbst. Selbstbestimmung als Gewalt.“*²²¹

²¹⁷ vgl. Bollnow 1995⁸, 38f.

²¹⁸ Bollnow 1995⁸, 39

²¹⁹ Bollnow 1995⁸, 39

²²⁰ Bollnow 1995⁸, 40

²²¹ Dick/ Ziering-Kofmann zitiert Derrida 2003, o.S.

Die schwierigen Worte Derridas verselbständigen sich, insofern sie bleibenden Eindruck hinterlassen können. Sie sprechen in einer Heftigkeit, die die Hinwendung an den Anderen und das Andere, immanent im Sinnlichen angenommen, in ihrer Evidenz umso dringlicher erscheinen lässt.

In Anlehnung daran lässt sich im Zitat Bollnows mit den Worten der „[...] durchgehenden Übereinstimmung des ganzen Menschen“²²² und in der „[...] ursprünglichen Einheit“²²³ von Subjekt und Objekt ein anzustrebendes Element der Idealität erkennen, das sich steif nur noch auf sich selbst beziehen kann. Logozentristisch wird eine Hierarchie eingeschleift, die in ihrer höchsten Instanz diese ursprüngliche Einheit erkennt. In der Folge wird die Stimmung unter dem Deckmantel dieser Einheit verdächtig, was den Schlussherbeiträgt, dass die Stimmung als selbstaffektierte Präsenz interpretiert werden könnte. Nach Derrida wird vielleicht deswegen nur sehr selten mit dem Begriff der Stimmung in der Fachliteratur zur Stimme umgegangen, läuft doch die Etablierung der Stimmung als „[...] stimmungshaften Einheit von Innen- und Außenwelt“²²⁴ den Anliegen und Zügen der Stimme grundsätzlich entgegen. Ihre Hybridität würde verkannt und der in der Diplomarbeit erarbeitete untilgbare Riss in der Sprache würde übergangen werden.

Die Präsenz der Stimme findet ihren Anlauf nicht in einer Erfahrung der Identität oder der reinen Selbstaffektion, sondern der Einfall oder Einsatz der Stimme gründet im Entzug. Die hier vertretene Auffassung von Stimme nimmt damit nicht den Sinn reiner Selbstaffektion auf sich. Sie nimmt aber auch nicht Stimme im Lichte reiner Artikulation und Zeichenhaftigkeit an. Im Modus des Taktilen und Haptischen rührt die Stimme. In womöglich allen Konnotationen der Anrührung entspringt sie dabei dem Entzug und zieht an – oder stößt ab. In diesem Sinne schließen die Worte Mersch:

„In jeder Stimme wird so der Bogen zwischen der Leiblichkeit des Sprechenden und der Beziehung zum Anderen gespannt. In ihr trifft die Sprache ebenso auf Körper und damit auf eine Anwesenheit wie auf den Anderen, den sie attackiert. Dabei trägt sich die Stimme als Körper aus, gibt sich preis, wie sie gleichermaßen sich an den Anderen wendet und ihm um Antwort ersucht. Als Preisgabe ist sie »Gabe« und damit Geste an den Anderen. Sie setzt sich ihm aus, gefährdet sich bis zum Preis ihrer Vergeblichkeit. Deswegen ist die Stimme

²²² Bollnow 1995⁸, 39

²²³ Bollnow 1995⁸, 40

²²⁴ Bollnow 1995⁸, 40

*stets beides: Atemgeben **und** Selbstaussetzung, körperliche Präsenz **und** Hinwendung an eine Alterität. Beides ist nicht voneinander zu trennen.*²²⁵

5 Ausklang

Das vorangegangene Kapitel ließ gegen Ende abermals den waltenden Riss in der Sprache zum Vorschein kommen. Sprache als System von Zeichen, ausgerichtet auf Logik und Bedeutung, kann dabei auf einer Seite des Risses verortet werden, während auf der anderen sich die zeigende Kraft der Sprache, die nicht dargestellt oder im Zeichen aufgehoben werden kann, ansiedelt. Die Stimme ist ihrem Wesen nach hybrid und versammelt in sich beide Ausrichtungen. Doch bevor die sagend-bedeutende Seite zum Zuge kommt, blitzt ihre zeigende, anziehende Kraft auf. Sie macht Stimme zu einem unausweichlichen Phänomen, das den Leibkörper und den eigenen Klang, aber auch das Andere und den Anderen in der Sprache aufhebt.

Stimme setzt in ihrer Leibkörperlichkeit im Entzug ein, der im Sinne einer Andersheit oder Fremdheit an eine Alterität oder an eine nicht bezeugbare Gegenwart gemahnt. Unsere Kommunikation gründet damit in der Anders- und Uneinholbarkeit des Leibkörpers und der Stimme. Somit sind Leibkörper und die ihm entspringende und hervorgebrochene Stimme grundlegend für unser Sprechen. So ertönt Stimme, aus dem Leibkörper hervorstechend und von ihm unabhängig, in einer Präsenz, die unser Sagen in Einzigartigkeit, Irreversibilität und Gewichtigkeit erklingen lässt. Sie lockt gewissermaßen den Anderen aus der Reserve, zieht ihn unausweichlich an. Verzückt oder abgestoßen vom Klang, steht es dabei nicht frei, Stimme zu überhören. Damit setzt sie ins Verhältnis, schafft Bezug und stiftet Dialog. Dadurch **dass** die Stimme einen unausweichlichen, ansprechenden Klang setzt, ist der Angesprochene jeweils in der Struktur der Ver-antwortung bereits verhaftet. Anruf und Antwort beschreiben in diesem ein Zusammenwirken, das sich der Achtsamkeit und des Hörens des Anderen gewahr wird. In dieses Zusammenwirken verstrickt, sind dabei meine Worte in ihrem immateriellen Sinn nicht beliebig auslegbar. Die Präsenz der Stimme hat Gewicht und belastet in diesem den flatterhaften Sinn. In ihrer Modulation untermalt sie unser Sprechen, performt es, führt es auf. Damit liegt der Gedanke nahe, der Sprache und

²²⁵ Mersch 2006, 213 (Hervorhebungen in O.)

Bedeutung in der Wirkung der Stimme erst entspringen lässt. Aber auch das Subjekt selbst wird durch die Performanz der Antwort erst konstituiert. Finden meine Anliegen Resonanz? Hört mich der Andere? Versteht er mich in meinen Anliegen oder war mein Aussetzen vergebens? Die Resonanz des Antwortens gibt Halt, selbst dann, wenn sie in eisiger, stummer Enthaltung Formen annehmen sollte. Gewissermaßen verortet sie mich in meinem eingegangenen Wagnis. In diesen Schilderungen nimmt das Wagnis stimmlichen Erhebens ersinnbare Konturen an. Doch gestaltet sich das Wagnis umso waghalsiger, je mehr die Unkontrollierbarkeit der Stimme bedacht wird. Keine Stimme, sei sie auch noch so trainiert, lässt sich gänzlich kontrollieren. Ihre Aufführung liegt deshalb nicht allein in unser Hand. Sie kann in ihrer zeigenden Ausrichtung verheimlichen, verraten, aus- oder zusammenbrechen und vieles mehr. Diese Situationen vor Augen, wird es verständlich, weshalb der Stimme eine wirklichkeitsschaffende Kraft zugeschrieben wird. Im Erheben der eigenen Stimme greife ich ein, verschiebe, verändere oder breche gar den Kontext. Als Konsequenz bleibt jede Gesprächssituation von Angesicht zu Angesicht grundsätzlich offen. Sie erweist sich voller Potenzialität, doch verbindet sie sich auch mit Risiken. Damit erscheint Sprache in einem zwiespältigen Lichte. Der stimmliche Anklang der Sprache setzt ins Verhältnis, doch ohne entsprechende Resonanz trägt sie auch die Signatur der Verwundbarkeit in sich. Doch wir müssen uns ins Verhältnis setzen, was unweigerlich das schwankende Wagnis zwischen Aussetzen und Geborgenheit mit sich bringt.

Eingangs wurde die Frage gestellt, ob die stimmliche Äußerung als Erscheinungsform von Sprache als bedeutsam betrachtet werden kann.

Wir hören und lesen: „*Indes die **Sprache** spricht.*“²²⁶ In der Tautologie ließ uns Heidegger fallen. Wohin? Wir wissen es nicht. Vielleicht in das Wagnis der Sprache selbst? Einer Meinung waren wir mit ihm wahrscheinlich nicht.

Der Dialog beginnt.

²²⁶ Heidegger 2007¹⁴, 254 (Hervorhebungen in O.)

Literaturverzeichnis

- BACHMANN-MEDICK, Doris (2006): *Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*. Reinbeck, Rowohlt.
- BARTHES, Roland (1990): *Der entgegenkommende und der stumpfe Sinn. Kritische Essays III*. Frankfurt am Main, Suhrkamp. Aus dem Französischen: HORNIG, Dieter.
- BARTHES, Roland (1988): *Das semiologische Abenteuer*. Frankfurt am Main, Suhrkamp. Aus dem Französischen: HORNIG, Dieter.
- BARTHES, Roland (1975): Radioscopie, 17. Februar 1975, Kassette Radio France K1159. In: CALVET, Louis-Jean: *Roland Barthes. Eine Biographie*. Frankfurt am Main, Suhrkamp, S. 223 – 224. Aus dem Französischen: BAYER, Wolfram.
- BÖHM, Winfried (2005¹⁶): *Wörterbuch der Pädagogik*. Stuttgart, Körner.
- BÖHME, Gernot (2009): Die Stimme im leiblichen Raum. In: KOLESCH, Doris/ PINTO, Vito/ SCHRÖDL, Jenny (Hg.): *Stimm-Welten. Philosophische, medientheoretische und ästhetische Perspektiven*. Bielefeld. Transcript, S. 23 – 32.
- BOLLNOW, Otto Friedrich (1995⁸): *Das Wesen der Stimmungen*. Frankfurt am Main, Klostermann.
- BOLLNOW, Otto Friedrich (1968): Erziehung zum Gespräch. In: *Zeitschrift für Pädagogik. Sprache und Erziehung. Bericht über die Arbeitstagung der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft vom 7. bis 10. April 1968 in Göttingen*. 7, Weinheim, Beltz, S. 217 – 229.

- DERRIDA, Jacques (1979): *Die Stimme und das Phänomen. Einführung in das Problem des Zeichens in der Phänomenologie Husserls*. Frankfurt am Main, Suhrkamp. Aus dem Französischen: GONDEK, Hans-Dieter.
- DERRIDA, Jacques (1974): *Grammatologie*. Frankfurt am Main, Suhrkamp. Aus dem Französischen: RHEINBERGER, Hans-Jörg/ ZISCHLER, Hanns.
- DICK, Kirby/ ZIERING-KOFMANN, Amy (2003): *Derrida*. DVD, USA, Jane Doe Films.
- DOLAR, Mladen (2004): Sechs Lektionen über Stimme und Bedeutung. In: FELDERER, Brigitte (Hg.): *Phonorama. Eine Kulturgeschichte der Stimme als Medium*. Berlin, Matthes & Seitz, S. 199 – 222. Aus dem Englischen: WÖLFLE, Holger.
- FLITNER, Wilhelm (1968): Sprache und Erziehung heute. In: *Zeitschrift für Pädagogik. Sprache und Erziehung. Bericht über die Arbeitstagung der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft vom 7. bis 10. April 1968 in Göttingen*. 7, Weinheim, Beltz, S. 9 – 28.
- FINK, Eugen (1979): *Grundphänomene des menschlichen Daseins*. Freiburg, Alber.
- FISCHER-LICHTE, Erika (2004): *Ästhetik des Performativen*. Frankfurt am Main, Suhrkamp.
- HEIDEGGER, Martin (2007¹⁴): *Unterwegs zur Sprache*. Stuttgart, Klett-Cotta.
- KOLESCH, Doris (2009): Zwischenzonen. Zur Einführung in das Kapitel. In: KOLESCH, Doris/ PINTO, Vito/ SCHRÖDL, Jenny (Hg.): *Stimm-Welten. Philosophische, medientheoretische und ästhetische Perspektiven*. Bielefeld. Transcript, S. 13 -22.

- KOLESCH, Doris/ KRÄMER, Sybille (2006): Stimmen im Konzert der Disziplinen. Zur Einführung in diesen Band. In: dies. (Hg.): *Stimme. Annäherungen an ein Phänomen*. Frankfurt am Main, Suhrkamp, S. 7 – 15.
- KOLESCH, Doris (2005): Stimmlichkeit. In: FISCHER-LICHTE, Erika/ KOLESCH, Doris/ WARSTAT Matthias (Hg.): *Metzler Lexikon Theatertheorie*. Stuttgart, J.B. Metzler, S. 317 – 320.
- KOLESCH, Doris (2004): Natürlich künstlich. Über die Stimme im Medienzeitalter. In: KOLESCH, Doris/ SCHRÖDL, Jenny (Hg.): *Kunst-Stimmen*. Berlin, Theater der Zeit, S. 19 – 38.
- KOLESCH, Doris (1999): „Performative Turns“ in den Kulturwissenschaften. Von der Textualität zur Stimmlichkeit?. In: RÜSEN, Jörn (Hg.): *Jahrbuch 1998/99 des Kulturwissenschaftlichen Instituts im Wissenschaftszentrum NRW*. Essen, S. 254 – 275.
- KOLLER, Hans-Christoph (2008³): *Grundbegriffe, Theorien und Methoden der Erziehungswissenschaft. Eine Einführung*. Stuttgart, Kohlhammer.
- LAGAAY, Alice (2004): Züge und Entzüge der Stimme. In: KRÄMER, Sybille (Hg.): *Performativität und Medialität*. München, Fink, S. 293 – 306.
- LIEBRUCKS, Bruno (1968): Erziehung des Menschen zur Sprachlichkeit. In: *Zeitschrift für Pädagogik. Sprache und Erziehung. Bericht über die Arbeitstagung der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft vom 7. bis 10. April 1968 in Göttingen*. 7, Weinheim, Beltz, S. 27 – 44.
- LOCH, Werner (1968): Die Sprache der Pädagogik und die Pädagogik der Sprache. In: *Zeitschrift für Pädagogik. Sprache und Erziehung. Bericht über die Arbeitstagung der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft vom 7. bis 10. April 1968 in Göttingen*. 7, Weinheim, Beltz, S. 73 – 80.

- LYOTARD, Jean-François (1989²): *Der Widerstreit*. München, Fink. Aus dem Französischen: VOGL, Joseph.
- LYOTARD, Jean-François (1997): Streitgespräche, oder: Sätze bilden »nach Auschwitz«. In: WEBER, Elisabeth/ THOLEN, Georg Christoph (Hg.): *Das Vergessene. Anamnesen des Undarstellbaren*. Wien, Turia und Kant, S. 18 – 50. Aus dem Französischen: WEBER, Elisabeth.
- MACKRODT, Cori (2008): Schrifträume und Stimmorte. Überlegungen zu einer topographischen Lektüre von Friedrich Hölderlins **Das Nächste Beste**. In: MESSERLI, Alfred/ POTT, Hans-Georg/ WIETHÖLTER, Waltraud (Hg.): *Stimme und Schrift. Zur Geschichte und Systematik sekundärer Oralität*. München, Wilhelm Fink, S. 215 – 232.
- MERSCH, Dieter (2010): *Posthermeneutik*. Berlin, Akademie Verlag.
- MERSCH, Dieter (2008): ‚Anruf‘ und ‚Antwort‘. Sprache und Alterität. In: MESSERLI, Alfred/ POTT, Hans-Georg/ WIETHÖLTER, Waltraud (Hg.): *Stimme und Schrift. Zur Geschichte und Systematik sekundärer Oralität*. München, Wilhelm Fink, S. 91 – 114.
- MERSCH, Dieter (2006): Präsenz und Ethizität der Stimme. In: KOLESCH, Doris/ KRÄMER, Sybille (Hg.): *Stimme. Annäherungen an ein Phänomen*. Frankfurt am Main, Suhrkamp, S. 211 – 236.
- MERSCH, Dieter (2004): Performativität und Ereignis. Überlegungen zur Revision des Performanz-Konzeptes der Sprache. In: FOHRMANN, Jürgen (Hg.): *Rhetorik. Figuration und Performanz*. Stuttgart, Metzler, S. 502 – 535.
- MERSCH, Dieter (2003): Das Ereignis der Setzung. In: FISCHER-LICHTE, Erika/ HORN, Christian/ UMATHUM, Sandra/ WARSTAT, Matthias (Hg.): *Performativität und Ereignis*. Tübingen, Francke, S. 41 – 56.

MERSCH, Dieter (2002): *Ereignis und Aura. Untersuchungen zu einer Ästhetik des Performativen*. Frankfurt am Main, Suhrkamp.

MERSCH, Dieter: »Geschieht es?« *Ereignisdenken bei Derrida und Lyotard*. URL: http://www.momo-berlin.de/Mersch_Ereignis.html am 18.03.2010.

MESCHONNIC, Henri (1998): Vom Rhythmus als Problem der Philosophie und der Humanwissenschaften. In: EGGER, Oswald (Hg.): *Rhythmus. Wiener Vorlesungen zur Literatur*. Wien, Der Prokurist, S. 155 – 181. Aus dem Französischen: BOREK, Johanna.

MESCHONNIC, Henri (1990): *Critique du rythme. Anthropologie historique du langage*. Lagrasse, Verdier.

MEYER-DRAWE, Käte (2004): Leiblichkeit. In: BENNER, Dietrich/ OELKERS, Jürgen (Hgg.): *Historisches Wörterbuch der Pädagogik*. Weinheim, Beltz, S. 603 – 619.

MEYER-DRAWE, Käte (2001³): *Leiblichkeit und Sozialität. Phänomenologische Beiträge zu einer pädagogischen Theorie der Intersubjektivität*. München, Fink.

SCHALLER, Klaus (1987): *Pädagogik der Kommunikation. Annäherungen, Erprobungen*. Sankt Augustin, Richarz.

SCHNEIDER, Michael: *Geschichte der deutschen Orthographie unter besonderer Berücksichtigung der Entwicklung seit 1994*. Universität Marburg. URL: <http://decemsys.de/sonstig/gesch-rs.pdf> am 10.05.2010.

WALDENFELS, Bernhard (2006): Das Lautwerden der Stimme. In: KOLESCH, Doris/ KRÄMER, Sybille (Hg.): *Stimme. Annäherungen an ein Phänomen*. Frankfurt am Main, Suhrkamp, S. 191 - 210.

WALDENFELS, Bernhard (2000): *Das leibliche Selbst. Vorlesungen zur Phänomenologie des Leibes*. Frankfurt am Main, Suhrkamp.

WALDENFELS, Bernhard (1999): *Sinnesschwellen. Studien zur Phänomenologie des Fremden 3*. Frankfurt am Main, Suhrkamp.

WEIGEL, Sigrid (2006): Die Stimme als Medium des Nachlebens: Pathosformel, Nachhall, Phantom. Kulturwissenschaftliche Perspektiven. In: KOLESCH, Doris/ KRÄMER, Sybille (Hg.): *Stimme. Annäherungen an ein Phänomen*. Frankfurt am Main, Suhrkamp, S. 16 - 38.

WESTPHAL, Kristin (2002): *Wirklichkeiten von Stimmen. Grundlegung einer Theorie der medialen Erfahrung*. Frankfurt am Main, Peter Lang.

WESTPHAL, Kristin (2001): Vom Ver-Rücken der Phänomene. Über neue Räume der Stimme und des Hörens. In: Reusch, Siegfried (Hg.): *Bilderwelten*. Stuttgart, Der Blaue Reiter S. 51 – 54.

WESTPHAL, Kristin: *Gegenwärtigkeit und Fremdheit. Perspektiven der Künste auf Bildung und Wissenschaft*. URL: <http://www.uni-koblenz-landau.de/koblenz/fb1/gpko/person/professorinnen/person/application-pdf-objekt.pdf> am 21.12.2008.

WIETHÖLTER, Waltraud (2008): Stimme und Schrift: Szenen einer Beziehungsgeschichte. In: MESSERLI, Alfred/ POTT, Hans-Georg/ WIETHÖLTER, Waltraud (Hg.): *Stimme und Schrift. Zur Geschichte und Systematik sekundärer Oralität*. München, Wilhelm Fink, S. 9 – 53.

WIMMER, Klaus-Michael (1988): *Der Andere und die Sprache. Vernunftkritik und Verantwortung*. Berlin, Reimer.

WULF, Christoph/ ZIRFAS, Jörg (2007): Performative Pädagogik und performative Bildungstheorien. Ein neuer Fokus erziehungswissenschaftlicher Forschung. In: dies. (Hg.): *Pädagogik des Performativen. Theorien, Methoden, Perspektiven*. Weinheim, Beltz, S. 7 – 40.

Abbildungsnachweis:

URL:

<http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Datei:Gray956.png&filetimestamp=20050729045950> am 23.04.2010.

Abstract

Entgegen häufig vorherrschenden Sprachauffassungen lässt sich mit der Phänomenalität der Stimme ein Unlesbares am Zeichen ausfindig machen, das entlang des Begriffspaares *sagen* und *zeigen* erarbeitet wird. Dabei avanciert das Zeigen zu einem Schlüsselbegriff, der in einzigartiger Präsenz der Stimme kulminiert. Das Verhältnisartige wird durch diese in der Sprache hervorgehoben und lässt jeweils den Anderen und das Andere in seiner Wichtigkeit hervortreten. Damit lagern sich jedoch auch unkontrollierbare und uneinholbare Momente in der Sprache ein, die unser Sprechen als Wagnis erscheinen lassen. Stimme belastet und beugt auf unkontrolliertem Wege Sinn und Bedeutung, schreibt sich in ihn unentwegt und unergründlich ein. Doch zugleich lässt uns die Präsenz der Stimme wenden und erteilt die Struktur von Anruf und Antwort in Gesprächssituationen von Angesicht zu Angesicht.

Der hier verfolgte Grundgedanke wird dabei an pädagogische Fachliteratur herangetragen und in dieser, nach Resonanz und Anklang Ausschau haltend, mit ihr womöglich verknüpft.

Abstract

Against common conceptions of language, in reference to the terms ‘saying’ and ‘showing’, something indecipherable and foreign can be detected in the sign along the phenomenon of voice. In doing so, ‘showing’ takes up a key position, which culminates in astounding presence. As the voice helps to emphasize the person opposite and the foreign in an unknown sense, its relational role becomes evident. But that causes also uncontrollable and unfulfillable moments in language, so that by speaking we may seem to take a risk. The voice has an influence on our words by laying weight on their significance and meaning in an enigmatic, uncontrollable and risky way. But in a spite of this the presence of voice makes us also turn around and by doing so she holds us in the structure of calling and answering during conversation from face to face.

The followed thought is approached with pedagogical literature, looking out for possibly response or approval. Maybe there could be even found a link in between them.

Lebenslauf

Persönliche Daten:

Familienname:	Stotz
Vorname:	Simone
Geburtsdatum:	26.07.1981
Geburtsort:	Bludenz
Familienstand:	ledig
Staatsbürgerschaft:	Österreich
Hauptwohnsitz:	Erlafstraße 7/ 17-18 1020 Wien
Email:	simone.stotz@gmx.net

Schulbildung:

1987 – 1991	Volksschule Bludenz-Mitte
1991 – 1995	Musikhauptschule Thüringen
1995 – 1999	Oberstufenrealgymnasium Feldkirch, Matura
2000 – 2003	Pädagogische Akademie Feldkirch, Diplom - Lehramt für Volksschule
ab Herbst 2003	Studium der Pädagogik mit den Schwerpunkten Schul- und Medienpädagogik an der Universität Wien Studium der Italianistik mit den Schwerpunkten Literaturwissenschaft und moderne Übersetzungstheorie an der Universität Wien
Sommersemester 2007	Erasmussemester an der Universität Siena, Italien

Berufserfahrung:

01.03.01 – 31.01.03	Betreuerin für Menschen mit Behinderung im Wohnhaus Gisingen (Lebenshilfe Vorarlberg)
Mai 2004	Alphabetisierungslehrerin für Menschen mit Migrationshintergrund
Winter 05 – Winter 06	Mitarbeit als Übersetzerin (Italienisch – Deutsch) im Rahmen eines Praktikums an der Universität Wien
Wintersemester 2008/09	Mitarbeit, Assistenz und Gestaltung einer Lehrveranstaltung als Tutorin an der Universität Wien
September 2009 – August 2010	Integrations- und Deutschlehrerin für Kinder mit Deutsch als Zweitsprache an der Volksschule Nofels (Feldkirch)